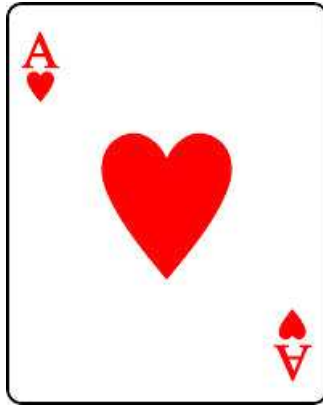


"DAS GUTE":



Aus:

[http://de.wikipedia.org/wiki/Das\\_Gute](http://de.wikipedia.org/wiki/Das_Gute)

Unter dem Begriff des Guten werden im Allgemeinen die moralischen bzw. ethischen Werte verstanden, die es anzustreben gilt, die wünschenswert und richtig sind. Gegenbegriffe sind das Böse, das Schlechte und das Übel.

Im allgemeinen Sprachgebrauch bedeutet das Wort sowohl gut im moralischen Sinn, als auch gut im Sinne von qualitativer Hochwertigkeit. Es lassen sich also sowohl Begriffe wie Freundschaft, Ehrlichkeit, Treue und Fleiß wie auch Gesundheit, Kraft, Wohlstand und Schönheit als gut bezeichnen.

\*

Philosophische Definitionen:

Verschiedene philosophische Theorien verstehen die Begriffe des Guten unterschiedlich. Ein allgemeiner Konsens besteht nicht. Das Wort gut wird in einigen

Theorien in spezifischem Sinne als technischer Terminus nicht nur im Gegenstandsbereich der Ethik im engeren Sinne verwendet, sondern beispielsweise auch zur Auszeichnung bestimmter Dinge.

### Das ontologisch Gute:

Einige traditionelle Theorien über die Strukturen der Wirklichkeit (Ontologie) bezeichnen bestimmte Typen von Entitäten oder sogar jedwedes Seiende als gut. Letzteres begründet sich für einige klassische Positionen darin, dass alles Seiende existiert, weil dies Gottes gutem Willen entspricht.

Im Rahmen solcher Theorien ist gut

also nicht etwa nur eine Eigenschaft von bestimmten Handlungen, sondern eine ontologische Kategorie. Die Verwendung von gut bezeichnet beispielsweise in einigen Positionen der antiken Philosophie nicht nur einen ethischen Aspekt, sondern auch etwa "richtige", etwa harmonisch strukturierte oder zweckmäßige Beschaffenheit einer Sache, oder eine zweckhafte Einreichung der Natur überhaupt: ein Messer beispielsweise ist ein gutes Messer, wenn es scharf ist und bei Benutzung nicht in Teile bricht.

Das moralisch Gute:

Moralphilosophisch betrachtet wird, was gerechtfertigterweise gut

zu nennen ist, durch die jeweilige ethische Theorie festgelegt. Da ganz verschiedene ethische Theorien vertreten wurden und werden, gibt es keinen allgemeinen Konsens darüber, wie der Begriff gut zu verwenden ist. Einige ethische Theorien beispielsweise bezeichnen diejenigen Güter oder Handlungsziele als "gut", welche dem Wesen des Menschen entsprechen, das oft unterschiedlich bestimmt wird, klassischerweise oft als leiblich und geistig dimensioniert. Viele Theorien betonen, dass überhaupt nicht kontextunabhängig ausgezeichnet werden kann, was gut ist, sondern solche Urteile beispielsweise von Zweck und Standpunkt abhängig sind. Beispielsweise ist ein stumpfes Messer für ein Kind (aus

Sicherheitsgründen) gut, hingegen für einen Erwachsenen (zum Schneiden eines Brotes) schlecht.

\*

Aus:

[http://de.wikipedia.org/wiki/Idee des Gu... Idee des Guten](http://de.wikipedia.org/wiki/Idee_des_Gu..._Idee_des_Guten)

Die Idee des Guten:

Das Gute, die Ideen und die Erscheinungen:

Die Ideen/Formen untereinander haben insofern teil aneinander, als eine bestimmte Idee allen anderen Ideen übergeordnet ist. Das Gute (agathón) ist die höchste Instanz.

Es ist ein Überseiendes und transzendiert das Sein. Es ist die höchste Idee, da die „gewöhnlichen“ Ideen aus ihr hervorgehen. Die Idee des Guten verleiht den Ideen ihr Sein und Wesen. Da alle Ideen auf die eine Idee des Guten zurückgeführt werden, besteht also eine Beziehung zwischen dem Einen und dem Vielen. Das Gute an sich ist eins mit der göttlichen Vernunft[25] und damit eins mit dem Demiurgen, welcher gemäß den Ideen alles aufs Beste gestaltet hat:[26]

„Das Göttliche aber ist das Schöne, das Weise, das Gute und was sonst derartig ist. Von diesen nun nährt und kräftigt sich der Seele Gefieder am meisten, vom Häßlichen aber

und Bösen und was sonst von jenem das Gegenteil ist, schwindet es und vergeht.“

– Platon, Phaidros[27]

Die Idee des Guten gewährt den Dingen ihre Erkennbarkeit, dem Erkennenden seine Erkenntnisfähigkeit, allem Seienden sein Sein, und überhaupt allem den Nutzen, sogar der Gerechtigkeit, indem sie Ziel und Sinn von allem ist.[28] Die Idee des Guten ist der Grund der Wahrheit und des Erkennens. Das Gute ist im Reich der Vernunft wie die Sonne im Reich des Sichtbaren. Wie die Sonne den Dingen nicht nur das Vermögen, gesehen zu werden, verleiht, sondern auch ihnen selbst



Werden, Wachstum und Nahrung  
gibt, ohne selbst ein Werden zu  
sein, so verleiht das Gute dem  
Erkennbaren nicht nur das  
Erkanntwerden, sondern auch sein  
Sein und Wesen, ohne selbst ein  
Sein zu sein.[29]

„Du wirst wohl einräumen, glaube  
ich, daß die Sonne den sinnlich  
sichtbaren Gegenständen nicht nur  
das Vermögen des Gesehenwerdens  
verleiht, sondern auch Werden,  
Wachsen und Nahrung, ohne daß  
sie selbst ein Werden ist? ... Und so  
räume denn auch nun ein, daß den  
durch die Vernunft erkennbaren  
Dingen von dem eigentlichen Guten  
nicht nur das Erkanntwerden zuteil  
wird, sondern daß ihnen dazu noch  
von jenem das Sein und die  
Wirklichkeit kommt, ohne daß das

höchste Gut Wirklichkeit ist, es ragt vielmehr über die Wirklichkeit an Hoheit und Macht hinaus.“

– Platon, Politeia[30]

Als höchste, absolute Idee hat das Gute sein Sein und Wesen aus sich heraus (Aseität), nicht erst durch Teilhabe. Auf Grund der ursächlichen Funktion der Idee des Guten ist es das höchste Ziel des Philosophen, die Idee des Guten zu erkennen, und laut der Politeia Voraussetzung dafür, Philosophenherrscher zu werden. Wer einmal die Einsicht in das Gute gewonnen hat, kann nicht mehr wider besseres Wissen handeln. Das Gute wird damit zu einem absoluten Orientierungspunkt für

das praktische Handeln. Das überseiende Gute stiftet als absoluter Urgrund[31] das Reich der Ideen und ist dabei selbst jenseits des Seins, jenseits aller Bestimmungen[32] und schlechthin unbedingt[33]. In Platons ungeschriebener Lehre wird das Wesen dieses Urprinzips auch als das Eine bezeichnet.[34] Aus der Idee des Guten als des hén, des Einen, leitete Platon zunächst die Zweiheit (dyás) des Einheitlichen und des Mannigfaltigen (tautón und tháteron) oder des Maßes und des Unendlichen (péras und ápeiron, das heißt ungerade und grade) ab, um dann weiter das System der übrigen Ideen und Zahlen so anzufügen, dass sie eine Stufenfolge des Bedingenden und des Bedingten bilden. Die Erfassung der Idee des Guten ist

deshalb als Ausgangspunkt von allem die höchste Erkenntnis (mégiston máthēma).[35] Als solche ist sie aber auch nur mit Mühe zu schauen (mógis ophtheisa).

### Das Reich der Ideen:

Im Licht des überseienden Guten erkennt die Vernunft das Reich der Ideen/Formen, die werdelos über allem Werden stehen. Es ist der ewige Bestand eines Reiches der Wesenheiten: die Gerechtigkeit an sich, die Schönheit an sich, das Pferd an sich. Diese reinen Wesensbestimmtheiten sind als solche an sich selbst und bestehen für sich selbst jenseits der Welt der Erscheinungen.[36] Die Ideen

bilden untereinander ein einiges und in sich selbst gegliedertes Ganzes, das frei ist von Zufall und Veränderung. Das Reich der Ideen setzt deshalb die Einheit der intelligiblen Welt voraus, es ist von seiner Struktur her eine Einheit in Vielheit.[37] Die Ideen sind die Ur- und Musterbilder (parádeigma), deren Abbilder (eídola, homoiómata) die vergänglichen Dinge sind, in denen die Ideen gegenwärtig sind. Insoweit besteht zwischen diesen eine Gemeinschaft (koinōnía). Die platonische Dialektik ist das Mittel, zur Ideenerkenntnis zu gelangen. Das Ziel besteht darin, das Wesen von etwas zum einen zusammenschauend zu erfassen und begrifflich zu bestimmen und zum anderen es auch wieder nach Begriffen, aus denen es

zusammengesetzt ist, zerteilen zu können.[38]

Die Welt der Erscheinungen:

Methexis: Die Teilhabe der vergänglichen Dinge an den wahrhaft seienden Ideen

Zwischen der höheren Ideenwelt der unveränderlichen Dinge und der niederen Sinnenwelt der veränderlichen Dinge fand Platon ein Verhältnis, wie es zwischen Urbildern und ihren Nachbildungen besteht. Die vergänglichen Dinge haben ihr wahres Sein durch die Teilhabe (méthexis) an der jeweiligen Idee/Form. Der Demiurg als der Vater der Welt[39] hat aus der Materie die dingliche Welt gemäß

der ewig seienden Idealwelt gestaltet. Die jeweilige vorgelagerte Idee ist in den durch sie ausgeformten real existierenden Dingen gegenwärtig (parousía). Die Materie für sich allein existiert nicht. Zur Wirklichkeit wird sie erst durch die Ideen erweckt, die in ihr anwesend sind.[40] Der Bestand und der Wesensgehalt der erscheinenden Wirklichkeit wird durch das Reich der Ideen bestimmt. Die Erscheinungen bleiben dabei aber hinter der vollen Bestimmung ihres Wesens zurück.[41]

„In schroffem, unausgeglichenem Gegensatz stehen sich gegenüber das „reine“, schlechthin unwandelbare Sein der Idee, und das fortwährend wechselnde, „auf

alle Weise sich  
verhaltende“ Pseudo-Sein der  
Erscheinung: jenes das „Sein,  
welches immer ist“, dieses  
„umhergetrieben vom Werden und  
Vergehen“.

– Natorp[42]

Das defizitäre Sein der  
Erscheinungen steht also dem  
wahren Sein der Ideen trotz ihrer  
Teilhabe gegenüber. Die  
ontologische Aufgabe des  
Sinnendings ist es, sich seiner Idee  
anzunähern und so seine Bestform  
(arete) zu gewinnen. Es handelt  
sich also bei den Ideen nicht um  
bloße gedankliche Abstrahierungen  
bzw. Generalisierungen aus dem  
vergänglichen Vielerlei der



diesseitigen Realität. Vielmehr geht das Ideal der vergänglichen Weltwirklichkeit voraus. Plastisch vor Augen führt Platon diese idealistische Sicht der Dinge in seinen drei Gleichnissen: Sonnengleichnis, Liniengleichnis und Höhlengleichnis.

Ideenschau als Wiedererinnerung:

Ideen/Formen sind nicht über die sinnliche Wahrnehmung, sondern allein über die Vernunft zugänglich. Es handelt sich aber nicht um Gedankendinge (noêmata), sondern um in Gedanken Erkennbares (noêta). Die Ideen dürfen deshalb nicht als nur formale Allgemeinbegriffe missgedeutet werden. Aus der Seins- und

Erkenntnisordnung des  
Liniengleichnisses wird deutlich,  
dass Platon dem Bereich der Ideen  
die noch über dem Verstand  
(dianoia) angesiedelte Vernunft  
(noesis, gelegentlich auch  
Wissenschaft, episteme)  
zugewiesen hat. Zu der Ideenlehre  
gehört auch die Lehre, dass die  
Seele eines Menschen vor der  
Geburt die Ideen geschaut hat.  
Wissen von den Ideen zu erlangen  
besteht demnach in einer  
Wiedererinnerung  
(anámnesis).[43] Wissen ist für  
Platon also nicht Abstraktion,  
gewonnen aus Erfahrung und  
Überlegung, wie es sein Schüler  
Aristoteles annimmt. Vielmehr ist  
für Platon etwa die Erkenntnis,  
dass zwei Gegenstände oder zwei  
Zahlensummen gleich groß sind,  
nur dadurch möglich, dass sowohl

die Erkennenden als auch die wahrgenommenen Gegenstände an der Idee des Gleichen teilhaben. Die Erkenntnis kommt nach Platon dadurch zustande, dass wir ein vorgeburtliches Wissen apriorisch in unserer Seele besitzen, an das wir uns erinnern:

„Wie nun die Seele unsterblich ist und oftmals geboren, und, was hier ist und in der Unterwelt, alles erblickt hat, so ist auch nichts, was sie nicht hätte in Erfahrung gebracht, so daß nicht zu verwundern ist, wenn sie auch von der Tugend und allem andern vermag sich dessen zu erinnern was sie ja früher gewußt hat. Denn da die ganze Natur unter sich verwandt ist, und die Seele alles inne gehabt hat: so hindert nichts,

daß wer nur an ein einziges erinnert wird, was bei den Menschen lernen heißt, alles übrige selbst auffinde, wenn er nur tapfer ist und nicht ermüdet im Suchen. Denn das Suchen und Lernen ist demnach ganz und gar Erinnerung.“

– Platon, Menon[44]

Der Nichtwissende hat selbst von dem, was er nicht weiß, demnach richtige unbewusste Vorstellungen, die angeregt durch Fragen zu Erkenntnissen werden können.

Wenn Platon davon spricht, dass die Seele bereits vor ihrer Geburt an einem anderen Ort das geschaut hat, was aktuell in einem Prozess der Erkenntnis geboren wird, so verweist er damit auf das Reich der

Ideen. Letztlich handelt es sich um eine Metapher, um das Wesen der theoretischen Leistung zu erklären.

Hans-Georg Gadamer weist dabei darauf hin, dass Anamnese nicht zu etwas Identischem zurückführt, sondern enthüllt, wie die Dinge wirklich sind:

„Die Freude des Wiedererkennens ist vielmehr die, dass mehr erkannt wird als nur das Bekannte. In der Wiedererkenntnis tritt das, was wir kennen, gleichsam wie durch eine Erleuchtung aus aller Zufälligkeit und Variabilität der Umstände, die es bedingen, heraus und wird in seinem Wesen erkannt.“

– Gadamer[45]

Gedankliches Erfassen wird so zu einer unmittelbaren Schau im Sinne eines nicht-diskursiven Ergreifens.[46] Die Erkenntnis des Seienden ist im Letzten nicht sprachlich, sondern ereignet sich dort, wo es jemandem gelingt, die Natur des einzelnen Seienden in dem, was es ist, mit der Seele zu berühren.[47]

Herleitung der Ideenlehre:

Die sokratische Definitionsfrage:

Platon entwickelte Überlegungen zu einer Existenz von Ideen vermutlich ausgehend von der sokratischen Was ist X?– Frage (Was ist das Schöne?, Gerechte? etc.), die im

Zusammenhang der Entwicklung des Konzepts der Definition steht. Bereits Platons Lehrer Sokrates hatte sich intensiv darum bemüht, das absolut und für jedermann Geltende auf dem Gebiet der Ethik zu finden. Er wollte die Unhintergebarkeit moralischer Normen aufzeigen. Wenn ein einzelner Mensch gerecht ist, so kann dies erfahren und erkannt werden. Was ist aber das allgemein Gerechte? Die Gestalt oder Idee hinter den vielen Einzelperscheinungen kann nur durch eine Erkenntnis a priori gefasst werden. Schon Sokrates suchte nach dem Allgemeinen und nach dessen Definitionen. Damit hat er für Platon einen wesentlichen Anstoß zur Entwicklung der Ideenlehre gegeben:

„Sokrates hatte die Frage angeregt: »Wie ist das Wissen möglich?« (Parmenides, Republik.)

Er antwortete: »Nur durch allgemeine Begriffe.« Platon steigt nun die Frage auf: »Ist durch das Wissen eine Beziehung zum Sein gegeben? Wie verhält sich der allgemeine Begriff zur Realität?« Darauf antwortet Platon: »Es kann der allgemeine Begriff kein Wissen enthalten, wenn sein Gegenstand nicht etwas Reales wäre. Er muß ein noêma tou ontos und nicht tou mê ontos (des Seienden und nicht des Nicht-Seienden) sein. Die Ideen (eidê) sind also real.« Eidos (allgemeiner Begriff) und Ousia (substanzielles Dasein) sind hiernach der Kern der Ideen.“



– Kirchner[48]

Heraklit und die Eleaten:

Es wäre aber zu einfach gedacht, die Wurzeln der Ideenlehre ausschließlich bei Sokrates zu suchen. Ihre Entstehung verdankt sich vielmehr einem weit umfassenderen philosophischen Kontext. Beeinflusst wurde die Ideenlehre Platons auch durch die orphischen Mysterien, die pythagoreische Philosophie, die Lehre Heraklits vom Wechsel der Dinge und die Lehre der Eleaten vom unveränderlichen Sein. Platon integrierte diese Gedanken auf einem höheren Niveau und bildete eine neuartige Synthese: Die

Gegenstände der Erfahrung sind durch stetige Veränderung und Wandel geprägt. Noch während von einer Erfahrungsvorstellung gesprochen wird, verschwindet sie und weicht einer anderen. Die in der Wahrnehmung erscheinenden veränderlichen Dinge besitzen also keine wahre, dauerhafte Realität. Die Gattungsbegriffe, Formen und Ideen, durch die wir das wahrgenommene Einzelseiende überhaupt erst denken können, sind dagegen nicht der Veränderung unterworfen. Diese sind also das wahrhaft Seiende.[49]

Die Mathematik:

Einfluss auf die Entwicklung der Ideenlehre hatten zudem die

Gegenstände der Mathematik,  
insbesondere der Geometrie. In der  
sinnlich wahrnehmbaren,  
diesseitigen Realität gibt es nur  
mehr oder weniger unvollkommene  
einzelne kreisförmige Dinge, die  
definierende Beschreibung des  
Kreises ist ein Akt des  
mathematischen Verstandes, die  
Erkenntnis des Kreises an sich geht  
über die sinnliche Wahrnehmung  
hinaus:

„Aber soviel verstehe ich doch, du  
willst durch diese  
Gegenüberstellung feststellen, daß  
demjenigen, was durch die auf das  
Seiende und Gedachte gerichtete  
Wissenschaft der Dialektik  
betrachtet wird, größere Sicherheit  
und Deutlichkeit zukommt als dem  
von den mathematischen Fächern,

also den sogenannten Künsten  
Erkannten, denen die  
Voraussetzungen zugleich das Erste  
und Oberste sind, und bei denen  
die Betrachtenden ihren  
Gegenstand zwar mit dem  
Verstand, nicht mit den Sinnen zu  
betrachten genötigt sind, aber, weil  
ihre Betrachtungsweise sie nicht  
aufwärts zu dem Ersten und  
Obersten führt, sondern sich auf  
bloße Voraussetzungen stützt, es dir  
nicht zu rein vernünftiger Einsicht  
über ihre Gegenstände zu bringen  
scheinen, obschon auch sie einer  
Vernunfterkenntnis mit Einschluß  
des Ersten und Obersten zugänglich  
sind. Mathematische  
Verstandeserkenntnis aber, und  
nicht Vernunfterkenntnis scheint  
du mir das von den geometrischen  
und den ihnen verwandten  
Wissenschaften eingehaltene

Verfahren zu nennen, da du sie für etwas Mittleres hältst zwischen bloßer Meinung und Vernunft.“

– Platon, Politeia[50]

Platons spätere Kritik an der Mathematikerzunft entsteht aus dem Gedanken heraus, dass die Mathematiker von Dingen, wie einer Gleichung oder Ungleichung, ausgehen, ohne diese Begriffe genauer zu hinterfragen und ihre Voraussetzungen näher zu untersuchen. Die Mathematiker interessieren sich nicht für den Kreis, den sie mehr oder weniger unvollkommen in der Natur finden oder selbst zeichnen. Bei der Geometrie handelt es sich nicht um empirische, sondern um ideale

Gegenstände. Die Vollkommenheit der Kreisform beruht demnach nicht auf einem tatsächlichen, sondern auf einem geistigen Prinzip. Diesem kommt eine höhere Wahrheit zu als dem in der Natur gefundenen Abbild eines Kreises.[51] Dieses Verhältnis von Idee zu Abbild wird dann von Platon zunächst herangezogen, wenn es um das Sein an sich geht: das Schöne an sich, das Gute an sich, das Gerechte und das Fromme.[52] Schließlich wird dieses Verhältnis von Platon so weit verallgemeinert, dass hinter zahlreichen einzelnen empirischen Erscheinungen als Urbild eine Idee angenommen wird. Die Mathematik gewinnt so gegenüber der Philosophie eine propädeutische Funktion.[53] Sie vermag aber über die Zahlen hinaus

nichts von der Seinsfülle und Qualität der Wirklichkeit zu erfassen. Die Ideenlehre wird damit zu einer „Überwissenschaft, die sich hinter den mathematischen Disziplinen auftut.“[54]

### Kritik der Ideenlehre:

Platons Schüler Aristoteles hat die Ideenlehre als poetische Metapher und leeres „Gewäsch“ kritisiert und die Ideen/Formen als nicht seiende reine Abstrahierungen von den vielerlei existierenden Dingen bezeichnet.[55] Auf die Frage, was die ousia eines konkreten Einzeldings sei, antwortete Aristoteles in Metaphysik Zeta: die Form, das eidos.[56] Eidos ist für ihn die dem Ding innewohnende

Formbestimmung.[57] Aristoteles bestimmte damit die Seiendheit als das sich in den Erscheinungen selbst entwickelnde Wesen. Er verzichtete darauf, etwas von den Erscheinungen selbst Verschiedenes, also eine „zweite Welt“, als ihre Ursache anzunehmen. Aristoteles lehrte, dass das im Begriff erkannte Sein der Dinge keine andere Wirklichkeit besitze, als die Gesamtheit der Erscheinungen, in denen es sich verwirkliche. Die Seiendheit (ousia) nimmt bei ihm den Charakter des Wesens (to ti ên einai) an. Es bildet den alleinigen Grund seiner einzelnen Gestaltungen und ist nur in den Einzeldingen selbst wirklich: Alle Erscheinung wird zur Verwirklichung des Wesens.[58] Im Gegensatz zu dem Gedanken einer



Teilhabe (methexis) der Sinnendinge an der real unabhängig davon bestehenden Form bzw. Idee (eidos) wird im aristotelischen Sinn nur eine formale Abtrennbarkeit zugestanden und ein kausales und dynamisches Verhältnis angenommen: Ousia des Dinges ist für Aristoteles die innewohnende Form (eidos to enon), aus welcher in Verbindung mit der Materie das konkrete Wesen besteht.[59] Alles strebe danach, seine Form zu verwirklichen. Ousia ist damit für Aristoteles ein inneres Formprinzip und determiniert als solches das Wesenswas bzw. Sosein des einzelnen Seienden.[60] Der Unterschied zur platonischen Position liegt dabei in der Frage nach der realen oder nur formalen Abtrennbarkeit (chóriston) der

Wesenheit oder Form vom  
Einzelseienden. So betonte  
Aristoteles:

„Ich meine, dass außer den  
einzelnen nicht ein Lebewesen  
existiert, noch existiert sonst etwas  
von dem, was sich nur im Begriff  
findet. Wenn man die Sache unter  
diesen Gesichtspunkten erwägt, so  
wird deutlich, dass nichts  
Allgemeines ein Wesen ist, und  
dass das allgemein ausgesagte kein  
individuelles Etwas ist, sondern  
eine Qualität bezeichnet.“

– Aristoteles, Metaphysik[61]

Die Kritik des Aristoteles wurde in  
scharfer Form von Giordano Bruno

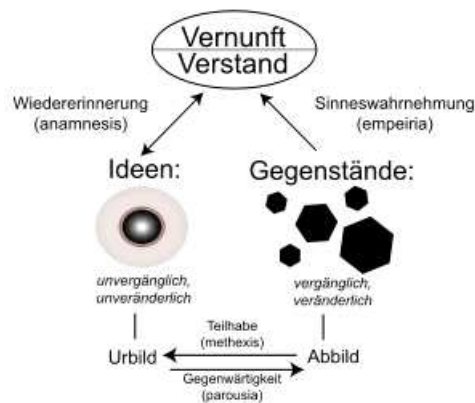
zurückgewiesen:

„Aristoteles unter den anderen, der das Eine nicht fand, fand auch das Wesen nicht und nicht das Wahre. Denn er erkannte das Wesen nicht als Eines; und obgleich er freie Hand hatte, die Bedeutung des der Substanz und dem Accidenz gemeinsamen Wesens zu erfassen und dann weiterhin seine Kategorien mit Rücksicht auf die Vielheit der Gattungen und Arten durch ebenso viele Unterschiede zu bestimmen, so ist er nichts desto weniger in die Wahrheit deshalb so wenig eingedrungen, weil er nicht bis zur Erkenntniss dieser Einheit und Ununterschiedenheit der bleibenden Natur und des bleibenden Wesens hindurch gedrungen ist, und als ein recht

seichter Sophist mit boshaften Auslegungen und wohlfeilen Ueberredungskünsten die Meinungen der Alten verdreht und sich der Wahrheit widersetzt hat, vielleicht nicht so sehr aus Schwäche der Einsicht, als aus Missgunst und Ehrsucht.“

– Giordano Bruno[62]

### Platons Ideenlehre



\*

Aus:

<http://www.zeit.de/2009/53/DOS-Altruismus?page=all>

## Altruismus

Wie kommt das Gute in die Welt?

Der Mensch ist gierig und egoistisch. Dachte man. Doch jetzt stellt sich heraus: Tief in unserem Gehirn entsteht der Trieb zu selbstlosen Taten, der unser Verhalten bestimmt.

© Win McNamee/Getty Images

Applaus für New Yorks Held der U-Bahn Wesley Autray: Der Mann rettete mit seinem selbstlosen

## Einsatz einem Fremden das Leben

Wesley Autrey wartete mit seinen beiden kleinen Töchtern auf die U-Bahn, als ein junger Mann neben ihm plötzlich zu zittern begann, sich verkrampfte und dann bewusstlos auf den Bahnsteig sank. Mehrere Passagiere eilten zur Hilfe, doch Autrey war schneller.

Geistesgegenwärtig fragte er nach einem Kugelschreiber und klemmte ihn dem Fremden zwischen die Zähne, damit dieser sich bei seinem epileptischen Anfall nicht auf die Zunge bisse. Nach kurzer Zeit gingen die Krämpfe vorbei, der Epileptiker stand auf, und Autrey wollte seine Heimfahrt fortsetzen.

Ein Rumpeln kündigte den Zug an. In diesem Moment taumelte der Mann erneut. Er stolperte und fiel auf das Gleis. Autrey rief einer Wartenden zu, sich seiner Töchter anzunehmen, und versuchte, den Gestürzten wieder auf den Bahnsteig zu ziehen. Doch seine Hand glitt ab. Inzwischen fuhr der Zug ein, Autrey blieb keine Zehntelsekunde Zeit zum Nachdenken. Er sprang auf das Gleisbett, zerrte den Mann zwischen die Schienen und warf sich auf ihn. Schon fuhr der erste Waggon über beide, zwischen Autreys Scheitel und dem Zug blieben genau zwei Fingerbreit Luft.

Fünf Wagen rollten über ihn. Dann blieb der Zug stehen, und Autrey

hörte das Schreien seiner Töchter. Als eine Rettungsmannschaft später die beiden Männer aus ihrem Gefängnis zwischen den Rädern befreite, tropfte Wagenschmiere von Autreys Mütze. Die Sanitäter stellten an dem Epileptiker nicht mehr als ein paar Prellungen fest; Autrey selbst verzichtete auf medizinische Hilfe. Ohnehin war er der Ansicht, nichts Besonderes geleistet zu haben: »Ich sah nur einen Menschen, der Hilfe brauchte. Da tat ich, was zu tun war.«

Stefan Klein

ist Biophysiker. Er wechselte dann aber aus der Forschung zum Schreiben, weil er »die Menschen begeistern wollte für eine Wirklichkeit, die aufregender ist als



jeder Krimi«. Der 44-Jährige hat die Bestseller Die Glücksformel, Zeit. Der Stoff aus dem das Leben ist und Da Vincis Vermächtnis oder wie Leonardo die Welt neu erfand geschrieben.

Sein Einsatz in der Station an der 137. Straße von Manhattan an jenem 2. Januar 2007 machte Autrey dennoch zu einem landesweit gefeierten Helden. Der bis dahin unauffällige Vorarbeiter wurde in Talkshows und ins Weiße Haus eingeladen, Medien feierten ihn als Vorbild. Doch keiner schien zu bemerken, wie verstörend das Ereignis zugleich war: Was bringt einen Vater in Gegenwart seiner erst vier und sechs Jahre alten Kinder dazu, für einen Fremden sein Leben zu riskieren? Wie kann

sich ein Mensch blitzschnell zur  
völligen Hingabe an einen anderen  
entschließen?

Für die Wissenschaft bedeutet  
Autreys Tat eine echte  
Herausforderung. Denn nach ihren  
traditionellen Erklärungen hätten  
die Vorgänge unter der 137. Straße  
nie stattfinden dürfen. In der  
Verhaltensforschung setzte sich  
während der vergangenen  
Jahrzehnte ein Menschenbild  
durch, das uns als zutiefst  
eigennütziges Wesen beschreibt.  
Biologen sehen uns auf maximalen  
Fortpflanzungserfolg  
programmiert,  
Evolutionarypsychologen auf das  
Erringen von Status. Ökonomen  
verstehen menschliches Handeln  
mehrheitlich als Streben nach

Bequemlichkeit und Wohlstand.  
Alle Theorien beruhen auf der  
Annahme, jeder sei sich selbst der  
Nächste und Altruismus eine  
Illusion.

Warum geben wir Trinkgeld, wenn  
wir das Lokal nie mehr betreten?

Wie lässt sich dann aber erklären,  
dass sich immer wieder Menschen  
für andere selbstlos einsetzen und  
sogar wie Audrey ihr Leben dabei  
riskieren? Helden mögen selten  
sein, doch darf man sie einfach als  
Ausnahme wegdiskutieren? Im  
Zweiten Weltkrieg haben  
Hunderttausende unter  
Todesgefahr Juden vor dem  
Konzentrationslager bewahrt. Und  
überwältigend viele Menschen sind

bereit, für andere Schmerzen zu ertragen.

Mehr als drei Millionen Deutsche haben sich registrieren lassen, um sich Knochenmark entnehmen zu lassen und damit einem unbekanntem Leukämiekranken zu helfen. In den Vereinigten Staaten haben sogar Websites Zulauf, auf denen Freiwillige eine ihrer Nieren zur Transplantation an Fremde anbieten – ohne jede Gegenleistung. Diese Art der Organspende ist in Deutschland verboten.

Bei vielen wissenschaftlichen Rätseln ist es leicht zu verschmerzen, dass die Forschung an ihrer Lösung scheitert. Die

schwer zu erklärenden  
altruistischen Akte aber werfen  
Fragen auf, die an jedes  
menschliche Zusammenleben und  
an unser Selbstverständnis rühren:  
Wie eigennützig, wie selbstlos  
können sich Menschen verhalten?  
Unter welchen Umständen stellen  
sie ihre eigenen Interessen zurück?  
Wie lässt sich das Engagement für  
andere fördern? Und: Hat  
Altruismus auch Schattenseiten?

Bereits im Alltag passen zahllose  
Situationen nicht zu dem Bild vom  
Menschen, der nur an sich selbst  
denkt: Warum geben wir Trinkgeld,  
auch wenn wir wissen, dass wir ein  
Lokal nie wieder besuchen werden?  
Schwer ist der Eigennutz auch zu  
erkennen, wenn Menschen

jahrelang bettlägrige Angehörige  
pflegen oder ihr Geld Unbekannten  
in Not spenden.

Auch sähe Deutschland heute wohl  
anders aus, hätten vor zwanzig  
Jahren nicht Zehntausende  
Montagsdemonstranten zum  
Nutzen ihrer Mitbürger der Stasi  
die Stirn geboten.

Und die Bereitschaft, sich für  
andere einzusetzen, scheint  
zuzunehmen. Beispielsweise  
engagieren sich heute fast zwei  
Millionen mehr Menschen in einem  
Ehrenamt als noch vor zehn Jahren.  
Im Internet blühen ganz neue  
Formen von Kooperation und  
Selbstlosigkeit, bei denen Experten  
weltweit ihre Arbeitskraft

verschenken. So entstanden beinahe über Nacht die zehn Millionen Artikel der Wikipedia und die kostenlosen Open-Source-Programme, die Konzernen wie Microsoft ernsthaft Konkurrenz machen.

Die Furcht, die Solidarität werde abnehmen, war unbegründet

Nach Jahren des Zynismus ist es offenbar schick geworden, sich mitfühlend zu geben.

Hollywoodstars wie Brad Pitt und George Clooney organisieren Hilfe für Katastrophenopfer und kämpfen gegen den Klimakollaps. Mit Operation Walküre, John Rabe und den Epen um Che Guevara und die jüdischen Partisanen im

besetzten Frankreich haben die Studios so viele Filme in so kurzer Zeit wie noch nie in die Kinos gebracht, die die Aufopferung Einzelner feiern.

Und das neueste Zuwachsgeschäft der Fremdenverkehrsindustrie heißt »Volunteering-Tourismus«: Viel beschäftigte Zeitgenossen buchen Urlaubsreisen, auf denen sie in südafrikanischen Kinderheimen oder brasilianischen Naturschutzgebieten arbeiten, statt am Strand zu bräunen.

Nicht zuletzt wählte das amerikanische Volk einen Mann zum Präsidenten, der trotz glänzender Abschlüsse der Columbia- und der Harvard-



Universität eine Karriere als  
Wirtschaftsjurist ausschlug, um  
Sozialarbeiter und Anwalt in den  
Armenvierteln Chicagos zu werden.

Barack Obamas Aufstieg zum  
mächtigsten Menschen der Welt  
ließ schlagartig alle verstummen,  
die der Ansicht waren, ein Altruist  
könne weder sonderlich intelligent  
sein noch Erfolg haben. Wer heute  
über »Gutmenschen« spottet,  
macht vor allem sich selbst  
lächerlich.

Die Befürchtung, dass die  
Solidarität in der Krise schwinden  
würde, bewahrheitete sich nicht;  
vielmehr nährte der  
Beinahezusammenbruch der  
Finanzwelt die Zweifel daran, ob  
ein allein auf Eigennutz  
gegründetes Wirtschaftssystem

funktionieren kann. Skeptiker allerdings mögen in den jüngsten Bundestagswahlen den Beginn einer Gegenbewegung sehen: Zogen in den vergangenen drei Wahlkämpfen Parolen erst von gesellschaftlichem Aufbruch, dann von Sicherheit und Gerechtigkeit, machten diesmal Parteien das Rennen, die ihren Wählern mit betäubender Monotonie mehr Netto auf dem Konto versprachen.

Während die Gesellschaft ihren Glauben an das Prinzip Eigennutz bislang allenfalls zaghaft hinterfragt, ist in der Wissenschaft bereits ein Umschwung im Gang. Mehr und mehr Verhaltensforscher verabschieden sich von dem Dogma des stets egoistischen Menschen.

Zum Umdenken brachten sie neue Möglichkeiten der Hirnforschung, der Evolutionsbiologie und der experimentellen Ökonomie, das menschliche Zusammenleben zu erforschen. So reift in der Zusammenarbeit der Disziplinen ein neues Menschenbild, das den Homo sapiens freundlicher erscheinen lässt als bisher.

Wie einflussreich die herrschende Vorstellung vom Wesen des Menschen sein kann, zeigte die jüngste Finanzkrise. Nicht die einzige, doch eine wesentliche Ursache des Debakels war die Überzeugung, dass allein sein Egoismus den Menschen antreibe. Üppige Boni verführten bekanntlich die Finanzakrobaten dazu, mit fremdem Geld aberwitzige Risiken

einzugehen. Aber was brachte eigentlich die Banken und andere Unternehmen auf die ebenso teure wie gefährliche Idee, ihre Manager mit Millionenboni zu locken?

Die Gehaltsschraube begann sich erst in den achtziger Jahren zu drehen. Damals suchten amerikanische Wirtschaftswissenschaftler, mit der Bürokratenmentalität vieler Manager unzufrieden, nach neuen Mitteln der Motivation. In einer Reihe viel beachteter Aufsätze beschrieb der Harvard-Professor Michael Jensen den vermeintlichen Königsweg: Die Interessen der Führungskräfte seien mit denen der Eigentümer in Einklang zu bringen. Wenn also ein Chef den Firmengewinn steigern, solle er

kräftig daran teilhaben.

Ausdrücklich begründete Jensen diese Empfehlung mit seinem Bild des Homo sapiens. Die Natur des Menschen sei so beschaffen, dass jeder stets nach dem größtmöglichen Vorteil strebe.

Jensen stieß auf so begeisterte Zustimmung, als hätten Teile der Wirtschaftselite nur auf so einen Propheten gewartet. Zwar erinnerte der Forscher immer wieder daran, dass sich der Gewinn nicht unbedingt auf dem Konto auszahlen müsse: Macht, Anerkennung, Liebe und selbst das Gefühl, etwas für andere geleistet zu haben, könnten ebenso beflügeln. Aber dieser Teil seiner Botschaft ging unter, denn Regungen wie die Sehnsucht nach

Zuspruch galten zu jener Zeit kaum als Gegenstand ernsthafter Forschung. So nistete sich in den Lehrbüchern, in Managerköpfen und schließlich in den Zirkeln der Macht die Überzeugung ein, der Mensch sei nur für eines bereit, alles zu tun – für Geld.

»Gier ist gut, Gier ist richtig«, verkündete Michael Douglas alias Gordon Gekko, Held des legendären Films Wall Street aus dem Jahr 1987. Zur Begründung bemühte der Spekulant die Biologie: »Gier ist der Kerngedanke der Evolution.« Damit formulierte Gekko das Credo der folgenden zwei Jahrzehnte, in denen selbst Kleinanleger zu zocken begannen und die Jagd nach Schnäppchen zum Volkssport wurde.

Doch wie jedes Suchtmittel, so hat auch Geld gefährliche Nebenwirkungen: Es fördert den Egoismus. Auf welch subtilen Wegen Euro und Dollar die Psyche verändern, zeigte vor Kurzem die US-Psychologin Kathleen Vohs. Sie manipulierte das Unbewusste ihrer Versuchspersonen mit Worträtseln, in denen immer wieder Begriffe wie »Gehalt« oder »Vermögen« vorkamen. Dann bat sie die Probanden um eine kleine Hilfeleistung, etwa ein paar heruntergefallene Stifte aufzuheben.

Das Ergebnis der Studie kann erschrecken: Die

Versuchspersonen, die man mit Floskeln aus der Finanzwelt konfrontiert hatte, waren wesentlich weniger hilfsbereit als jene, die ein Rätsel mit neutralen Begriffen gelöst hatten. Auch waren Ersterer weniger willens, selbst Hilfe in Anspruch zu nehmen oder für eine gute Sache zu spenden. Vohs vermutet, der bloße Gedanke an Geld rufe eine Illusion persönlicher Unabhängigkeit wach: Mit einem vollen Portemonnaie meinen wir eher, andere nicht zu brauchen, und erwarten umgekehrt auch von ihnen, ihre Probleme selbst zu lösen.

In einer zweiten Serie von Experimenten saßen die Versuchspersonen einem Poster mit Geldscheinen verschiedener



Währungen gegenüber,  
betrachteten dieses Motiv als  
Bildschirmschoner oder sahen nur  
etwas Monopoly-Geld in der Ecke  
herumliegen. Und wieder waren die  
Probanden weniger zur  
Zusammenarbeit mit anderen  
bereit. Zudem äußerten sie weniger  
Lust, ihre Freizeit mit anderen zu  
verbringen, und rückten sogar  
körperlich von ihren  
Gesprächspartnern ab. Offenbar ist  
die egoistische Natur des Menschen  
auch eine sich selbst bestätigende  
Prophezeiung: Behandelt man  
Personen, als seien sie eigennützig,  
werden sie es.

Damit leisteten die Theorien über  
die grenzenlose Gier der Menschen  
genau dieser Gier Vorschub.  
Fraglos sind Geld und Machthunger

starke Antriebe. Aber Menschen haben eben auch andere Motive: Mitgefühl etwa oder die Sehnsucht nach Lob und Zuwendung, nach Gemeinschaft und Sinn.

Warum haben Wissenschaft und Wirtschaft solche Beweggründe so lange ignoriert? Das Prinzip Eigennutz besaß auch deswegen so viel Anziehungskraft, weil es leicht zu verstehen ist, während die Ursachen für selbstloses Handeln lange im Dunkeln lagen.

\*

Der Gorilla Binti rettete ein Kind,  
das in sein Gehege gefallen war

Bereits Charles Darwin merkte an, dass Altruisten in der Evolution einen schweren Stand hätten: Wer die Anlage zum Einsatz für andere, nicht eng mit ihm verwandte Individuen in sich trage, müsse im Überlebenskampf gegen ruchlosere Artgenossen verlieren – die Altruisten stürben aus. Darwin selbst allerdings zweifelte an der Richtigkeit seiner Gedanken, hatte er doch auf seiner Weltreise bei allen Völkern Mitgefühl und Moralempfinden beobachtet. Doch weder er noch seine Nachfolger waren imstande, das Rätsel zu lösen. Stattdessen setzte sich unter dem Markenzeichen »evolutionäre Psychologie« die Überzeugung durch, dass Großmut und Fairness zwar existieren mochten – aber nur als raffinierte Tarnung, um die eigenen Interessen umso gerissener

zu verfolgen.

Neue Ergebnisse der Hirnforschung allerdings lassen eine solch pessimistische Sicht wenig plausibel erscheinen. Wäre nämlich selbstloses Verhalten einzig Folge unserer Erziehung und stünde der Sinn für Fairness und Anstand im Widerspruch zu unseren Instinkten, dann müssten allein die evolutionär jüngsten Teile des Gehirns für unsere freundlichen Seiten verantwortlich sein – jene Schaltungen der Großhirnrinde, denen der Mensch seine überragenden Fähigkeiten zur Selbstkontrolle verdankt.

Doch dies ist nicht der Fall: Wenn wir moralische Entscheidungen

treffen, treten Regionen des Gehirns in Aktion, die wir von fernen Vorfahren aus dem Tierreich geerbt haben. Das sogenannte Reptilienhirn steuert unter anderem Triebleben und Emotionen. Also trägt das Gerechtigkeitsempfinden seinen Namen zu Recht: Es beruht nicht auf ausgefeilten Überlegungen, sondern auf Emotionen, wie man sie schon bei Tieren finden kann.

Zoologen haben denn auch in den vergangenen Jahren zahlreiche Belege dafür gesammelt, dass sich Tiere keineswegs immer nach der Maxime des größten eigenen Vorteils verhalten. Berühmt wurde die Gorilladame Binti, die 1996 im Zoo von Chicago ein Kleinkind rettete, das in ihr Gehege gefallen

war, und den blutüberströmten  
Jungen einem Tierpfleger  
überreichte.

Gut dokumentiert ist die  
Angewohnheit der  
Weißbüschelaffen, ihr Futter mit  
fremden Jungen zu teilen. Diese  
südamerikanischen Primaten sind  
auch zu uneigennützigem Verhalten  
unter Erwachsenen fähig: In  
Experimenten arbeiteten sie, um  
einem Artgenossen einen  
Leckerbissen zu verschaffen – auch  
dann, wenn für sie selbst nichts  
dabei herausprang. Schimpansen  
wiederum adoptieren fremden  
Nachwuchs und schlichten Streit in  
der Gruppe. Selbst Hunde haben  
einen primitiven  
Gerechtigkeitssinn, und Kojoten  
achten darauf, dass ein schwächerer

Spielgefährte einen Startvorteil erhält.

Widerspricht die Sorge um das Wohl anderer nicht der Darwinschen Lehre, dem Daseinskampf in der Evolution?  
Nicht unbedingt.

Computersimulationen weisen nach, dass sich unter bestimmten Voraussetzungen auch Individuen im Wettbewerb durchsetzen können, die ihr Eigeninteresse mitunter zurückstellen. Denn solche Geschöpfe sind ihren rein egoistischen Konkurrenten in einer überaus wertvollen Eigenschaft voraus: Sie können zusammenarbeiten.

Wenn Tiere beispielsweise

gemeinsam für ihren Nachwuchs sorgen, können die Mütter einzeln auf Futtersuche gehen. Das verbessert den Ernährungszustand aller und ermöglicht es den Weibchen, bald wieder zu gebären. Auch sind die Familien in der Lage, untereinander Nahrungsmangel und -überschuss auszugleichen, wodurch sich die Überlebenschance aller Kinder verbessert. So übersetzt sich gemeinsame Brutpflege in evolutionären Erfolg.

Die Zusammenarbeit funktioniert allerdings nur, wenn die Tiere spezielle Fähigkeiten entwickeln: Beide Partner müssen imstande sein, die Welt mit den Augen ihres Gegenübers zu sehen. Auch müssen die Kooperationswilligen Schmarotzer entlarven, sonst



beuten diese die Gutwilligen aus.  
Wer von anderen profitieren will,  
braucht also Talente wie Empathie  
und Gerechtigkeitssinn –  
Wesenszüge, die ein Individuum  
nicht einfach nach Bedarf an- und  
abschalten kann.

Eigenschaften wie Freundlichkeit,  
Sanftmut und Hilfsbereitschaft  
entstanden demnach, weil sie ihren  
Trägern im Konkurrenzkampf der  
Evolution einen Vorteil  
verschafften. Dennoch muss sich  
keineswegs jeder einzelne  
hingebungsvolle Akt lohnen, wie  
die oft etwas krude »evolutionäre  
Psychologie« es behauptet.  
Menschen springen nicht ins  
Wasser, um einen Ertrinkenden zu  
retten, weil sie irgendwann eine  
Gegenleistung erwarten. Der

evolutionäre Vorteil liegt vielmehr darin, dass ein mit uneigennützigem Regungen begabtes Geschöpf sich meist erfolgreicher fortpflanzen wird als ein Schlawiner.

Tatsächlich zeigen sich Menschen auch im Experiment überraschend freigiebig, wenn sie keinerlei Belohnung, nicht einmal ein freundliches Lächeln als Anerkennung erwarten können. Um den Willen zur Selbstlosigkeit zu messen, erfand der deutsche Ökonom Werner Guth das sogenannte Ultimatumspiel: Einem Freiwilligen wird eine beträchtliche Summe als Geschenk angeboten. Behalten darf der glückliche Empfänger das Geld aber nur, wenn er einen Teil davon an einen unbekanntem Mitspieler abgibt und

dieser die Gabe akzeptiert. Wie viel er herausrückt, darf der erste Spieler selbst bestimmen.

Handelte es sich bei den Spielern um perfekte Egoisten, würde der erste so wenig anbieten wie möglich. Schließlich hat er von seinem Mitspieler nichts zu befürchten, denn die Wissenschaftler sorgen dafür, dass sich die Partner nie begegnen und noch nicht einmal wechselseitig ihre Namen erfahren. Und der zweite sollte in jede Offerte einwilligen – besser ein bisschen Geld als gar keines.

Aber fast niemand entscheidet sich so. Der Widerwille gegen schäbige Angebote ist dermaßen stark, dass

die meisten zweiten Spieler empört ablehnen, sollen sie weniger als ein Viertel der Summe erhalten. Und ihr Gegenüber scheint es zu wissen: Angebote, die drastisch gegen das Gerechtigkeitsempfinden verstoßen, werden nur selten gemacht. In Gesellschaften wie der unseren teilen die meisten Spieler das Geld brüderlich, im Schnitt bekommt jeder die Hälfte.

Nur Altruismus kann erklären, warum die zweiten Spieler nicht auf jedes Angebot eingehen: Wichtiger als ihr persönlicher Gewinn ist ihnen offenbar, dass unter den Menschen halbwegs Gerechtigkeit herrscht – auch wenn sie selbst dafür Nachteile in Kauf nehmen. Der uneigennützig Wunsch nach Fairness ist so stark, dass man ein

Menschenhirn massiv stören  
muss, um ihn vergessen zu machen.  
Genau das gelang einer Gruppe von  
Forschern um den Zürcher  
Ökonomen Ernst Fehr. Als sie die  
Köpfe ihrer Versuchspersonen mit  
starken Magnetfeldern bestrahlten  
und so die Funktion eines  
Zentrums im rechten Stirnhirn  
blockierten, brach der Egoismus  
sich Bahn. Mit einem Mal nahmen  
die Probanden auch die  
knickerigsten Offerten an. Ihr  
Gerechtigkeitsempfinden, das  
normalerweise die grenzenlose Gier  
unterdrückt, war abgeschaltet.

Kleine Kinder beißen, rauben,  
treten – und haben dennoch  
Mitgefühl

Leiden also besonders skrupellose  
Egoisten und notorische  
Glücksritter an einem Hirndefekt?  
Wohl nur in Extremfällen. Sicher ist  
hingegen, dass unsere Gene  
beeinflussen, wie egoistisch oder  
selbstlos wir handeln. Eineiige  
Zwillinge ähneln sich auffallend  
nicht nur im Ausmaß ihrer  
Freigiebigkeit, sondern auch darin,  
welche Angebote im  
Ultimatums­piel sie gerade noch als  
gerecht ansehen.

Auch das Verhalten von  
Kleinkindern spricht dafür, dass es  
tatsächlich so etwas geben könnte  
wie Gene für Altruismus. Eltern  
erleben ihre Jüngsten oft als Wesen  
mit zwei Naturen. Einerseits sind  
Kleinkinder Haudegen. Sie beißen,  
rauben, treten, und sei es nur, um

anderen ein Spielzeug abzujagen. Die leidgeprüften Mütter und Väter wissen genau, wie schwer es fällt, einem Kind unter zwei Jahren soziales Verhalten beizubringen.

Umso erstaunlicher ist, wie mitfühlend und hilfsbereit sich diese kleinen Monster andererseits zeigen. Ein 20 Monate altes Mädchen schleppt der Mutter, die krank im Bett liegt, plötzlich seine liebsten Kuscheltiere herbei und legt sie ihr auf den Bauch. Auch sorgt sich das auf dem Spielplatz gewaltbereite Kind rührend um ein schreiendes Baby.

Solchen Altruismus der Kleinsten untersuchten Felix Warneken und Michael Tomasello am Leipziger

Max-Planck-Institut für  
evolutionäre Anthropologie.  
Beispielsweise ließen sie 18 Monate  
alte Jungen und Mädchen  
beobachten, wie sich ein  
Erwachsener mit vollen Händen  
damit mühte, eine angelehnte  
Schrantür zu öffnen. Fast immer  
ließen die Kinder ihr Spielzeug im  
Stich und stießen die Tür auf. Und  
offenbar taten sie es nicht aus  
Freude daran, Schränke zu öffnen.  
Denn wenn sie sahen, dass der  
Erwachsene die Sache auch selbst  
machen konnte, blieben sie bei  
ihrem Spiel.

Auch schien der Wunsch nach  
Belohnung nicht wichtig. Im  
Gegenteil: Als die Forscher dazu  
übergangen, die Hilfeleistung  
einiger ihrer kleinen



Versuchspersonen mit einem aufregenden Spielzeug zu bezahlen, waren diese Kinder bald weniger zuvorkommend als andere, die nie etwas bekommen hatten. Und schließlich verhielten sich Kleinkinder in allen Kulturen auf die gleiche Weise, so wie sie auch überall zu gehen und zu sprechen lernen. All dies spricht für Tomasello dafür, dass die Neigung zur Hilfeleistung uns angeboren, nicht anerzogen ist.

Die Bereitschaft, zu teilen, und der Gerechtigkeitssinn entwickeln sich später – mit etwa fünf Jahren. In seinen Experimenten dazu verteilte der Zürcher Ökonom Fehr an Kinder verschiedenen Alters Gummibärchen und Smarties; diese

konnten sie, wenn sie wollten, mit anderen Kindern teilen. Dabei waren die Empfänger weder im Raum, noch konnten diese sich später bei den Spendern revanchieren. Unter solchen Bedingungen waren Dreijährige kaum bereit, Süßigkeiten herauszurücken. Von den Sechsjährigen dagegen gab immerhin schon ein Viertel etwas ab. Und von den Achtjährigen teilten 45 Prozent ihre Schätze. Eine ähnliche Quote stellt man auch unter Erwachsenen fest.

Allerdings hängt die Bereitschaft, zu teilen, viel stärker von den Umständen und den Gepflogenheiten einer Kultur ab als der spontane Entschluss, anderen zu helfen. Im Handelsraum einer

Börse würde wohl selbst ein Mahatma Gandhi keine anderen als die eigenen Interessen verfolgen. So lautet die entscheidende Frage: In welchem Umfeld gedeiht die Gier, in welchem der Gerechtigkeitssinn?

Die Antwort suchte der US-Anthropologe Joseph Henrich in den entlegensten Winkeln der Welt. Für die größte Vergleichsstudie über den Egoismus der Völker erhoben seine Mitarbeiter Daten bei Studenten in Los Angeles, Tokyo, Jerusalem und auf der indonesischen Insel Java. Sie reisten zu ostafrikanischen Bauern und mongolischen Hirten, besuchten die Ureinwohner in den chilenischen Anden und am peruanischen Amazonas. Nur aus einem Dorf im Urwald Papua-

Neuguineas mussten die Forscher unverrichteter Dinge abziehen, nachdem eine Frau das Experiment zu einem »Werk des Satans« erklärt und die Eindringlinge mit einem gezückten Messer bedroht hatte.

Überall ließen die Wissenschaftler ihre Probanden an einem Ultimatumspiel teilnehmen, bei dem stets eine Summe von zwei Tageslöhnen zu verteilen stand. Und überall zeigten sich die Menschen bemerkenswert freigiebig. In allen Industrieländern und auch in den Städten der Entwicklungsländer gab der eine dem anderen im Schnitt die Hälfte ab. Bei Stammesvölkern hingegen schwankte der Betrag, den beide Seiten als gerecht empfanden.

Die großzügigsten Menschen der Erde sind dieser Studie zufolge die Lamalera, Walfänger in Indonesien, die ihren Mitspielern regelmäßig fast zwei Drittel des Geschenks anboten. Am wenigsten freigiebig zeigte sich ein Volk namens Machiguenga im Regenwald Perus. Es streicht drei Viertel der Summe selbst ein, was die Mitspieler als völlig korrekt empfinden. Kein Volk jedoch benahm sich so, wie die traditionelle Wirtschaftswissenschaft es vorhergesagt hätte. Selbst die Machiguenga sind noch weit davon entfernt, reine Egoisten zu sein. So tief ist der soziale Instinkt in allen Menschen verwurzelt.

Doch was lässt nun die Lamalera so

extrem großzügig handeln, und warum sind ausgerechnet die Machiguenga so knickrig? Um die Unterschiede zwischen den Völkern zu erklären, prüften Henrich und seine Kollegen alle möglichen Hypothesen von der Einwohnerzahl der Ansiedlungen über die Gesellschaftsform bis hin zur Fähigkeit der Menschen, ein Geheimnis für sich zu bewahren. Nichts davon taugte als Erklärung. Fündig wurden die Forscher erst, als sie untersuchten, in welchem Maß die Menschen in den einzelnen Kulturen miteinander handeln und mit anderen außerhalb des eigenen Clans zusammenarbeiten.

Die Machiguenga sind Individualisten. Jede Familie lebt für sich und weiß kaum etwas von

den Freuden und Sorgen der  
anderen. Zu den raren  
Gelegenheiten, bei denen sich die  
Mitglieder verschiedener Clans  
treffen, gehört das Fischen.

Gemeinsam versperren die  
Indianer Flüsse mit einem Damm  
und vergiften das Wasser; sobald  
aber die toten Fische an der  
Oberfläche treiben, rennt jeder los  
und versucht, so viel Beute wie  
möglich zu ergattern. Keiner stört  
sich an dem wenig sozialen  
Verhalten.

Die Lamalera hingegen würden  
verhungern, zeigten sie sich ähnlich  
eigennützig. Der steile Vulkanfels  
unter ihren Dörfern bietet kaum  
Ackerland, und zum Walfang  
müssen von Anfang bis Ende alle  
zusammenhalten. Ihre mit Rudern

und Palmsegeln angetriebenen Boote fahren in der Flotte aus. Jedes einzelne ist mit mindestens neun Mann besetzt. Nicht immer kann der Kapitän Rücksicht darauf nehmen, dass alle demselben Clan angehören, denn er braucht erfahrene Seeleute. Nur wenn Steuermann, Harpuniere und Matrosen präzise zusammenarbeiten, können sie den Wal stellen. Oft genug kentert bei der Jagd eines der Boote. Dann kommen die anderen zu Hilfe. Ist die Beute gefangen, wird das Fleisch nicht nur unter allen Besatzungsmitgliedern aufgeteilt, sondern auch die Bootsbauer und Segelmacher an Land bekommen ihre Ration nach einem genau ausgeklügelten Schlüssel ab. Wer die Regeln verletzt, wird von der Jagd ausgeschlossen und muss



während des Banns hungern.

Offensichtlich ist es die unterschiedliche Lebensweise, die Menschen in Stammesgesellschaften hier großzügig, dort engherzig macht. Die Lamalera sind freigiebig, weil sie von Kindestagen an lernen, wie sehr sie einander brauchen. Die Machiguenga hingegen machen diese Erfahrung in weit geringerem Maß, denn im Urwald Perus muss jede Familie sich selbst ernähren. Generell stellte sich beim Vergleich auch der anderen Völker heraus, dass Menschen umso bereitwilliger teilen, je mehr sie auf Personen jenseits der Familie angewiesen sind – entweder weil sie mit ihnen Geschäfte machen oder weil ihr Lebensunterhalt von der

Kooperation in der Gruppe  
abhängt. Notwendigkeit macht  
Menschen altruistisch.

Und umgekehrt war altruistisches  
Verhalten nie so notwendig wie  
heute. Nie zuvor haben Menschen  
so viel und über Kontinente hinweg  
gehandelt, haben sie so viel  
Austausch gepflegt und gemeinsam  
versucht, weltumspannende  
Probleme zu lösen, wie in unserer  
globalisierten und vernetzten Welt.  
Nie zuvor war jeder Einzelne so  
sehr von anderen, oft weit  
entfernten Menschen abhängig.

Umso wichtiger erscheint es, die  
Anlagen zu Großzügigkeit und  
Kooperationsbereitschaft zu  
fördern, statt egoistisches Verhalten

zu begünstigen. Menschen setzen sich am bereitwilligsten für das Gemeinwohl ein, wenn sie wissen, wie sehr sie aufeinander angewiesen sind: Daher könnten Unternehmen in ihrem eigenen langfristigen Interesse gut beraten sein, statt in üppige Boni eher in ein gedeihliches Betriebsklima zu investieren. Und in der Politik mag es sich auszahlen, nicht nur auf Selbstverantwortung zu setzen, sondern auch die Solidarität in der Gesellschaft zu stärken, so wie es US-Präsident Obama mit seiner Gesundheitsreform derzeit versucht.

Selbstloses Verhalten ist nicht überlegt, sondern emotional gesteuert

Bloße Appelle an Moral und Gewissen dürften hingegen wenig fruchten. Schließlich belegen die neuen neurobiologischen Erkenntnisse, dass selbstloses Verhalten nicht so sehr bewusster Überlegung entspringt, sondern stark emotional gesteuert ist.

Auch Wesley Autreys Heldentat in der New Yorker U-Bahn legte ein eindrucksvolles Zeugnis ab von den Kräften jenseits der Vernunft, die Menschen füreinander einstehen lassen. Hätte sich Autrey bewusst entschieden, den Gestürzten vom Gleis zu retten, wäre er sicher nicht rechtzeitig vor dem Zug zur Stelle gewesen. Während nämlich die evolutionär alten Schaltungen in unserem Gehirn rasch Emotionen

und Handlungen auslösen, arbeitet das Denken viel langsamer. So wie ein bedrohtes Tier instinktiv flieht, ließ vermutlich ein automatisches Programm Autrey zu Hilfe eilen.

Letztlich rühren Ereignisse wie das U-Bahn-Drama noch an weit tiefgründigere Fragen nach der Natur des Menschen. Denn sie deuten darauf hin, dass die Grenzen unseres Ichs viel weniger fest gefügt sind, als wir glauben. Davon ist jedenfalls Donald Pfaff überzeugt, der an der New Yorker Rockefeller-Universität die hirnphysiologischen Grundlagen des Altruismus erforscht. In bedrohlichen Situationen, aber auch in Momenten freudiger Erregung könne, so Pfaff, die sonst so deutlich erlebte Trennung

zwischen »ich« und »den  
anderen« verschwimmen.  
Bisweilen würde sich diese Grenze  
sogar auflösen. So betrachtet hätte  
Autrey den Zug, der auf den  
Gestürzten zuraste, unwillentlich  
als Bedrohung für sich selbst  
wahrgenommen – und einfach so  
gehandelt, als müsste er seine  
eigene Haut retten.

Altruismus und Egoismus galten  
von jeher als unvereinbare  
Gegenpole des menschlichen  
Handelns. Im Licht der neuen  
Erkenntnisse aber stellt sich  
heraus, wie sehr beide einander  
bedingen und brauchen. Wenn  
Altruisten die eigenen Interessen  
vergessen, gehen sie unter; reine  
Egoisten allerdings sind in der

Regel auch nicht lange erfolgreich.

Darum würde man den menschlichen Empfindungen und fast all unseren Handlungen nicht gerecht, erklärte man sie allein durch Eigennutz oder aber ausschließlich durch die Sorge um andere. Oft ist nicht einmal klar auszumachen, wo die eigenen Belange aufhören und fremde beginnen. »Mitgefühl ist weder altruistisch noch eigennützig«, so hat es der amerikanische Neuroökonom Paul Zak formuliert. »In Wirklichkeit zeigt diese Regung, wie sehr wir gelegentlich die Bedeutung des Individuums überschätzen.«

Mitarbeit: Alexandra Rigos

\*

Aus:

[http://www.zeno.org/Philosophie/  
M/Voltai...oralischen+Welt](http://www.zeno.org/Philosophie/M/Voltai...oralischen+Welt)

Voltaire

Ueber das Gute und das Böse in der  
physischen und in der moralischen  
Welt

(Bien)

[17] Wir stehen hier bei einer der  
schwierigsten und wichtigsten  
Fragen. Sie umfaßt das ganze  
menschliche Leben. Weit wichtiger  
wär' es freilich, ein Heilmittel gegen  
unsere Uebel zu finden, allein es  
giebt keine, und wir sind leider auf  
das traurige Geschäft angewiesen,



ihrem Ursprunge nachzuforschen. Ueber diesen Ursprung hat man seit Zoroaster und allem Anschein nach seit noch längerer Zeit [18] gestritten. Um diesen Mischmasch von Gutem und Bösem zu erklären, ersann man zwei Grundwesen, Oromazes, den Urheber des Lichts, und Arimanes, den Urheber der Finsterniß; ferner die Büchse der Pandora, die beiden Fässer des Zeus, Eva's verbotenen Apfelbiß und so manche andere Systeme der Art. Der berühmte Bayle, unser erster Dialektiker, dabei aber nicht eben unser größter Philosoph, hat hinlänglich dargethan, wie schwer es den Christen, die nur einen und zwar einen guten und gerechten Gott verehren, werden muß, die Einwürfe der Manichäer, die zwei Götter, einen guten und einen bösen, annahmen, genügend zu

widerlegen.

So alt das System der Manichäer auch sein mag, so ist es darum doch seinem Wesen nach um nichts vernünftiger. Man müßte mathematische Lehrsätze construiert haben, um den Satz zu wagen: »Es giebt zwei nothwendige, höchste Wesen, beide unendlich und eins so mächtig, wie das andere, die sich einander bekriegt und sich endlich dahin vereinigt haben, daß über diesen kleinen Planeten das eine die Schätze seiner Güte, das andere den Schlund seiner Bosheit ausgießen soll.« Vergebens suchen sie durch diese Hypothese die Ursache des Guten und des Bösen zu erklären. Eher erreicht diesen Zweck noch die Fabel des Prometheus. Allein jede Hypothese, die uns dazu dient,

über etwas Rede zu stehen, und die nicht überdies auf bestimmten Grundprincipien beruht, ist verwerflich.

Abgesehen von der Offenbarung, in Folge deren man Alles glauben muß, erklären die christlichen Lehrer den Ursprung des Guten und des Bösen nicht besser, als die Anhänger Zoroaster's.

Sobald sie sagen, Gott ist ein zärtlicher Vater, ein gerechter Herrscher; sobald sie mit jener Liebe und Güte, [19] mit dieser ihnen bekannten Gerechtigkeit nach menschlichem Maßstabe den Begriff der Unendlichkeit verbinden wollen, gerathen sie in die entsetzlichsten Widersprüche.

Wie konnte dieser Herrscher mit der unendlichen Fülle der Gerechtigkeit nach unsern Begriffen, dieser Vater voll unendlicher Zärtlichkeit für seine Kinder, wie konnte dies unendlich mächtige Wesen Geschöpfe nach seinem Bilde ins Dasein rufen, um sie einen Augenblick darauf von einem böartigen Wesen in Versuchung führen, um sie in der Versuchung unterliegen, um sie, die er doch unsterblich geschaffen, sterben zu lassen, um endlich ihre Nachkommenschaft mit Elend und Verbrechen zu überhäufen? Wir reden hier nicht von einem andern Widerspruch, der unserer schwachen Vernunft noch empörender erscheint. Wie kann Gott, der doch später das Menschengeschlecht durch den Tod seines einzigen Sohnes erlöst, oder

der vielmehr, selbst zum Menschen  
geworden, für die Menschen stirbt,  
wie kann er, sag' ich, eben jenes  
Menschengeschlecht, für das er  
gestorben, fast ohne Ausnahme  
dem Schrecken ewiger Qualen  
preisgeben? Gewiß, betrachten wir  
dies System nur aus  
philosophischem Gesichtspunkte  
(ohne Beihülfe des Glaubens), so ist  
kaum etwas Entsetzlicheres und  
Abscheulicheres denkbar. Es macht  
Gott entweder zur Bosheit selbst,  
und zwar zur unendlichen Bosheit,  
die denkende Wesen geschaffen,  
um sie ewig unglücklich zu machen,  
oder zur Ohnmacht und  
Blödsinnigkeit selbst, die das  
Unglück ihrer Geschöpfe weder  
vorher zu sehen, noch zu verhüten  
vermocht. Wir haben es hier aber  
nicht mit dem ewigen Unglück zu  
thun, sondern nur mit dem Guten

und Bösen, was wir hienieden erfahren. Kein einziger Lehrer so vieler Kirchen, die über diesen Punkt sämmtlich mit einander im Kampfe liegen, hat niemals einen Weisen zu überzeugen vermocht.

[20] Man begreift nicht, wie Bayle, der doch die Waffen der Dialektik mit so großer Kraft und Gewandtheit zu handhaben wußte, sich damit begnügen konnte, einen Manichäer, einen Calvinisten, einen Molinisten und einen Socinianer argumentiren zu lassen. (Man sehe im Bayle die Artikel Manichäer, Marcionisten und Paulicianer.)  
Warum läßt er nicht einen vernünftigen Menschen reden? Warum spricht er selbst, Bayle, nicht in eigener Person? Er würde sich weit besser über das

ausgesprochen haben, was wir jetzt zu erörtern versuchen wollen.

Ein Vater, der seine Kinder tödtet, ist ein Ungeheuer. Ein König, der seine Unterthanen in die Falle gehen läßt, um einen Vorwand zu haben, sie zu bestrafen, ist ein fluchwürdiger Tyrann. Setzt ihr nun bei Gott dieselbe Güte voraus, die ihr von einem Vater, dieselbe Gerechtigkeit, die ihr von einem König fordert, so ist jeder Ausweg, euern Gott zu rechtfertigen, abgeschnitten; und verleiht ihr ihm unendliche Weisheit und Güte, so macht ihr ihn dadurch nur unendlich verhaßt. Ihr erregt den Wunsch, es möge kein Gott vorhanden sein; ihr gebt den Gottesleugner Waffen in die Hände, und dieser wird immer berechtigt

sein, euch zu sagen: Es ist besser,  
gar keine Gottheit anzunehmen, als  
ihr gerade ein solches Verhalten  
aufzubürden, wie ihr es bei den  
Menschen strafen würdet.

Laßt uns also vor Allem einräumen:  
Es ziemt uns nicht, Gott  
menschliche Attribute beizulegen,  
es ziemt uns nicht, Gott nach  
unserm Bilde zu schaffen.  
Menschliche Gerechtigkeit,  
menschliche Güte, menschliche  
Weisheit, das Alles läßt sich  
unmöglich auf ihn übertragen. Mag  
man immerhin diesen  
Eigenschaften eine unendliche  
Ausdehnung geben wollen, immer  
bleiben es nur menschliche  
Eigenschaften,[21] deren Grenzen  
wir erweitern. Es ist nicht anders,  
als wollten wir Gott unendliche



Dichtigkeit, unendliche Bewegung,  
unendliche Ründung, unendliche  
Theilbarkeit beilegen. Diese  
Attribute können einmal nicht die  
seinen sein.

Die Philosophie lehrt uns, daß diese  
Welt ihre Einrichtung von einem  
unbegreiflichen, ewigen, durch  
seine eigne Natur bestehenden  
Wesen empfangen haben muß;  
aber, wie gesagt, die Natur giebt  
uns keine Auskunft über die  
Attribute dieser Natur. Wir wissen,  
was es nicht ist, nicht aber, was es  
ist.

Für Gott giebt es nichts Gutes oder  
Böses, weder physisches noch  
moralisches.

Was ist das physische Uebel? Das größte aller Uebel ist unstreitig der Tod. Wir wollen jetzt sehen, ob der Mensch möglicher Weise unsterblich hätte sein können.

Sollte ein Körper, wie der unsrige, unauflöslich und unvergänglich sein, so dürfte er nicht aus Theilen bestehen; er dürfte nicht geboren werden, dürfte keine Nahrung zu sich nehmen können, dürfte keines Wachsthums und keiner Veränderung fähig sein. Man prüfe alle diese Fragen, die jeder Leser willkürlich ausdehnen kann, und man wird inne werden, daß der Satz, der Mensch könne unsterblich sein, einen Widerspruch enthält.

Wäre unser organischer Körper unsterblich, so würde der der Thiere es auch sein. Nun liegt aber am Tage, daß alsdann der Erdball so viele Geschöpfe gar bald nicht mehr würde ernähren können. Diese unsterblichen Wesen, die nur vermitteltst der Erneuerung ihres Körpers durch die Nahrung fortleben, würden also aus Mangel an Stoff zu dieser Erneuerung umkommen. Das Alles ist ein Gewebe von Widersprüchen. Es ließe sich noch weit mehr [22] hierüber sagen; allein jeder richtig denkende Leser sieht ein, daß der Tod für alles Geborne unerläßlich war, daß er weder ein Irrthum Gottes, noch ein Uebel, noch eine Ungerechtigkeit, noch eine Züchtigung des Menschen sein kann.

Geboren um zu sterben, kann der Mensch so wenig den Schmerzen, als dem Tode entgehen. Sollte eine organische, mit Gefühl begabte Substanz nie Schmerz empfinden, so müßten sich erst alle Naturgesetze ändern; so dürfte die Materie nicht mehr theilbar sein, es dürfte weder Schwere, noch Bewegung, noch Kraft mehr geben, ein Felsblock müßte auf ein Thier fallen können, ohne es zu zerschmettern, es dürfte weder durch das Wasser erstickt, noch durchs Feuer verbrannt werden können. Ein für den Schmerz fühlloser Mensch wäre also ein eben so contradictorischer Begriff, als ein unsterblicher Mensch.

Das Gefühl des Schmerzes war

nothwendig, um uns das Gesetz der Selbsterhaltung einzuschärfen und uns so viel angenehme Empfindungen zu verschaffen, als die allgemeinen Gesetze, denen Alles unterworfen ist, gestatten.

Empfänden wir keinen Schmerz, so würden wir uns alle Augenblicke verwunden, ohne es zu fühlen. Ohne den Anfang des Schmerzes würden wir keine Verrichtung des Lebens vollziehen, wir würden es keinem Andern mittheilen, wir würden kein Vergnügen kennen. Der Hunger ist ein beginnender Schmerz, der uns veranlaßt, Nahrung zu uns zu nehmen; die Langeweile ein Schmerz, der uns zwingt, uns zu beschäftigen; die Liebe ein Bedürfniß, das schmerzlich wird, wenn wir es nicht

befriedigen. Kurz, jeder Wunsch ist ein Bedürfniß, ein beginnender Schmerz. Der Schmerz ist also die erste Triebfeder aller thierischen Handlungen. Jedes gefühlbegabte Thier muß dem Schmerz [23] unterworfen sein, wenn die Materie theilbar ist. Der Schmerz war demnach so nothwendig wie der Tod. Er kann also weder ein Irrthum der Vorsehung, noch eine Bosheit, noch eine Strafe sein. Hätten wir nur die Thiere leiden sehen, so würden wir die Natur nicht anklagen. Wären wir, selbst gefühllos, Zeugen des langsamen und schmerzhaften Todes der Tauben, auf die ein Sperber herabschießt, um nach seiner Bequemlichkeit ihre Eingeweide zu verzehren, und damit nichts Andres zu thun, als was wir selbst thun, so würde es uns nicht einfallen,

darüber zu murren. Mit welchem Rechte aber sollen unsere Körper vor dem der Thiere etwas voraus haben und nicht wie diese zerrissen werden können? Etwa weil wir ihnen an Einsicht überlegen sind? Was hat aber hier die Einsicht mit einer theilbaren Materie zu schaffen? Müssen oder können einige Begriffe mehr oder weniger in einem Hirnschädel hindern, daß das Feuer uns verbrennt und daß ein Felsen uns zerschmettert?

Das moralische Uebel, worüber man so viele Bände geschrieben, fällt im Grunde mit dem physischen völlig zusammen. Dies moralische Uebel ist weiter nichts als ein schmerzhaftes Gefühl, das ein organisches Wesen dem andern verursacht. Räuberei,

Beschimpfung etc. können nur für ein Uebel gelten, insofern sie ein solches verursachen. Da wir nun aber sicherlich Gott nichts Böses zufügen können, so zeigt uns die Vernunft (abgesehen vom Glauben, der ganz etwas Anderes ist) auf das sonnenklarste, daß es in Beziehung auf das höchste Wesen kein moralisches Uebel geben kann.

Da das größte aller physischen Uebel der Tod ist, so ist jedenfalls das größte moralische Uebel der Krieg. Er zieht alle Verbrechen nach sich: Schmähungen und Verleumdungen in den Kriegserklärungen, Treubruch in den [24] Verträgen, Raub und Verheerung, Schmerz und Tod in allen Gestalten.



Das Alles ist ein physisches Uebel für den Menschen, in Beziehung auf Gott aber sicher so wenig ein moralisches Uebel, wie die Wuth der Hunde, die sich untereinander herumbeißen. Es ist ein eben so falscher, als schwacher Gemeinplatz, zu sagen, nur die Menschen erwürgten einander. Die Wölfe, Hunde, Katzen, Hähne, Wachteln etc. liegen unter sich, unter ihrer eigenen Gattung im Kampfe; die Buschspinnen fressen einander auf; fast bei allen Thieren schlagen sich die Männchen um den Besitz der Weibchen. Dieser Krieg ist die Folge der Naturgesetze, der im Blute liegenden Dispositionen; Alles steht im Zusammenhange mit einander, Alles ist nothwendig.

Die Natur gab dem Menschen, Eins  
ins Andere gerechnet, ungefähr 22  
Lebensjahre, das will sagen: von  
1000 Kindern, die in einem Monat  
geboren werden, sterben die einen  
in der Wiege, andere leben bis zum  
30., wieder andere bis zum 50.,  
einige bis zum 80. Jahre, so daß  
sich, wenn man nun die  
Durchschnittsrechnung macht, für  
jeden etwa 22 Jahre ergeben.

Was ist nun wohl Gott daran  
gelegen, ob man im Kriege fällt  
oder an einem hitzigen Fieber  
stirbt? Der Krieg rafft weniger  
Menschen hinweg als die Blattern.

Die Plage des Kriegs ist  
vorübergehend, die der Blattern  
dagegen herrscht beständig auf der  
ganzen Erde; und alle Plagen sind

so combinirt, daß jene  
Durchschnittssumme von 22  
Lebensjahren im Allgemeinen als  
stehend gelten kann.

Der Mensch beleidigt Gott, indem  
er seinen Nächsten tödtet, spricht  
ihr. Wenn das ist, so sind die  
Regierer der Nationen entsetzliche  
Verbrecher; denn aus  
erbärmlichem Eigennutz, um  
nichtswürdiger Interessen willen,  
die sie [25] lieber aufgeben sollten,  
liefern sie eine unsägliche Menge  
von Ihresgleichen an die  
Schlachtbank und rufen obendrein  
Gott dabei an. Allein wie sollten sie  
(philosophisch gesprochen) Gott  
dadurch beleidigen? Wie die Tiger  
und Krokodile ihn beleidigen.  
Offenbar ist es nicht Gott, den sie  
quälen, sondern ihr Nächster. Nur

dem Menschen gegenüber kann der Mensch schuldig sein. Ein Straßenräuber kann Gott nicht bestehlen. Was liegt dem ewigen Wesen daran, ob eine Handvoll gelben Metalls in Hieronymus' oder Bonaventura's Händen ist? Wir haben nothwendige Wünsche, nothwendige Leidenschaften, nothwendige Gesetze, um sie zu unterdrücken; und während wir uns auf unserm Ameisenhaufen um einen Strohhalm zanken, geht das Universum seinen Gang nach ewigen und unwandelbaren Gesetzen, denen auch das Atom, was wir Erde nennen, unterworfen ist.

Quelle:

Kandid oder die beste Welt. Von Voltaire. Leipzig 1844, S. 17-25.



\*

Aus:

<http://www.textlog.de/33447.html>

Sechstes Kapitel,  
"Der Wille und das Gute":

Was den Willen betrifft, so wurde

bereits gesagt, dass er auf den Zweck geht. Doch meinen die einen, er gehe auf das Gute, die anderen, er gehe auf das gut Scheinende. Für die, welche das Gute als Gegenstand des Wollens bezeichnen, folgt aber dann, dass das, was jemand will, der nicht richtig wählt, nicht als gewollt gelten kann – denn wäre es gewollt, so wäre es auch gut, und doch wäre es unter Umständen schlecht –; dagegen für die, denen das gut Scheinende Gegenstand des Wollens ist, folgt, dass der Gegenstand des Wollens nicht von Natur ein solcher ist, sondern dass es für jeden dasjenige ist, was ihm so scheint. Das ist aber bei dem einen dies, bei dem anderen ist es das, und unter Umständen das Gegenteil vom ersten.

Wenn dieses also keinen Beifall findet, soll man da nicht sagen, schlechthin und in Wahrheit sei das Gute Gegenstand des Wollens, für den Einzelnen aber das ihm gut Scheinende? Für den Tugendhaften also sei es das in Wahrheit Gute, für den Schlechten aber jedes Beliebige, grade wie in Bezug auf den Körper denen, die sich wohl befinden, dasjenige gesund ist, was es in Wahrheit ist, dagegen den Kranken etwas anderes; und ähnlich ist es auch mit dem Bittern und Süßen, dem Warmen, dem Schweren u. s. w. Der Tugendhafte nämlich urteilt über alles und jedes richtig und findet in allem und jedem das wahrhaft Gute heraus. Denn für jeden Habitus gibt es ein eigenes Gutes und Lustbringendes,

und das ist vielleicht des  
Tugendhaften unterscheidendster  
Vorzug, dass er in jedem Ding das  
Wahre sieht und gleichsam die  
Regel und das Maß dafür ist. Die  
Menge aber wird durch die Lust  
betrogen, die ein Gut scheint, ohne  
es zu sein. (1113b) Darum wählen  
sie die Lust, als sei sie ein Gut, und  
fliehen den Schmerz, als sei er ein  
Übel.

\*

Das Böse, das Gute, die Politik  
Rede am Symposium des Lucerne  
Festival zum Thema «Verführung»

Die Verführung als Thema einer  
Rede liess mich spontan an



Willhelm Reich denken, an Elias  
Canetti, „Masse und Macht“, an....

Meine Damen und Herren,

Sie wissen genau: Das ist  
geschwindelt. Beim Wort  
Verführung dachte ich zunächst an  
etwas Erotisches, das ich jetzt  
allerdings im Detail nicht  
preisgeben kann. Es sind ja auch  
Medien anwesend. Ich schätze  
allerdings, es gebe auch einige  
Wenige unter Ihnen, die bei  
Verführung zunächst an Erotisches  
denken. Dazu gehören auch die  
Werber, die das Sujet für die  
Musikfestwochen in Luzern  
schufen, den auftauenden Apfel.  
Gemeint ist offensichtlich der Apfel  
von Eva und Adam. Dieser hat

allerdings mit Erotik gar nicht so viel zu tun, sondern kam ursprünglich vom Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen. Eva pflückte ihn verbotenerweise und bot ihn Adam an. Diesem wurde er zu heiss, weshalb er ihn in einer Tiefkühltruhe versorgte. Von dort holten ihn die Werber hervor und druckten ihn auf das Programmheft und die Plakate des Lucerne Festivals. Dort schmilzt er seither dahin und verführt zum Besuch der Musikfestwochen.

Deren Musik verführt ihrerseits. Ihre Saiten sprechen Seiten in uns an, die wir im Alltag zupanzern, wecken Emotionen, die der gebotene Diskurs unserer angeblich rationalen Politik nicht zulässt,

regen an zu Phantasien, die das gesittete Leben durcheinander bringen könnten und darum rasch wieder tiefgekühlt werden müssen, wenn der Beifall zum Konzert verklungen ist.

Warum scheuen wir uns eigentlich, dazu zu stehen, dass wir uns gerne verführen lassen?

## Führen

Geht es um das Gegenstück der Verführung, nämlich um Führung, sieht das ganz anders aus:

Wer für eine Exekutive kandidiert, muss sich seiner Führungsqualitäten rühmen, die er

in der Wirtschaft, im Sport oder im Militär erworben hat. Sonst bleibt er chancenlos. Mütter, die in die Politik einsteigen wollen, müssen verzweifelt schildern, wie Kindererziehung und die Führung eines Haushaltes ebenso harte Führungsarbeit sei wie die Leitung eines Artillerieregimentes oder die Betreuung einer erschöpften Fussballmannschaft. Aktive Führung wird verlangt. Sie ist ein positives Markenzeichen. Führungsschwäche dagegen ist wohl einer der furchtbarsten Makel, die sich ein Politiker vorwerfen lassen muss.

Eigentlich ist das merkwürdig in einer Demokratie, und erst recht in einer direkten Demokratie, wo doch das Volk und nicht der Politiker der

Souverän ist. Braucht ein Souverän Führer? Das letzte Wort hat doch das Volk, betreffe dies nun den UNO-Beitritt oder die Höhe der Kehrlichtgebühren. Die Politiker sollen einen möglichen Weg vorbereiten, Kompromisse suchen an runden Tischen, mit Vernehmlassungen, sie sollen technische Fragen aufarbeiten, den Weg zeigen, der ihrer Meinung nach zu gehen ist. Aber ob dieser Weg dann auch beschritten wird, entscheidet das Volk. Die Führungsarbeit beschränkt sich auf die Rodungsarbeiten, die Zubereitung des Pfades. Führen heisst in der Politik meist nicht in erster Linie entscheiden. Die Entscheidung fällt der Souverän.

Einen Weg suchen heisst allerdings

auch, die Richtung bestimmen.  
„Richtung“ und „richtig“ sind die  
selben Wörter und das zeigt schon  
die Gefahr, welche mit  
„führen“ verbunden ist. Wissen  
denn diejenigen, die führen, den  
richtigen Weg? Oder massen sie  
sich da etwas an?

Dennoch, Führungsarbeit muss  
geleistet werden. Niemand, der  
Mühe hätte mit Führung als Prinzip  
in der Politik.

## Verführen

Wie aber steht es mit der  
Verführung? Um zu ihr zu stehen,  
braucht es doch einige  
rechtfertigende Anläufe.

Der Brockhaus definiert die  
Verführung kurz und bündig als  
eine kriminelle Tat.

Der Duden ist etwas differenzierter,  
weist aber dennoch vorwiegend auf  
ihren pejorativen Gehalt. Sie  
bestehe darin, jemanden zu etwas  
Unklugem, Unrechtem oder  
Unerlaubtem zu bringen.

Der negative Beigeschmack von  
„verführen“ entspricht anderen  
Wörtern mit der Vorsilbe „ver“, also  
sich versprechen, verdrehen,  
(verkehren sage ich als  
Verkehrsminister besser nicht,  
sonst verstimme ich wieder  
einige...). Es wird damit ein falscher  
Gebrauch ausgedrückt. Verführen

hiesse also schlecht führen, falsch  
führen.

Wen wundert es da, dass es keinen  
Politiker gibt, der von sich sagen  
würde, er wolle und könne seine  
Wähler und Wählerinnen  
verführen.

Und dennoch: Es gibt, wie überall,  
auch in der Politik Verführer und  
Verführte:

Wie immer bei negativ besetzten  
Eigenschaften entdecken wir sie  
zunächst bei den anderen, ich zum  
Beispiel bei den „Populisten“.

**Böse Verführer: Die Populisten**



An sie geht der Vorwurf, das Volk  
zu verführen.

Populismus ist genau gesehen eine  
Erscheinung der gegenseitigen  
Verführung: Der Populist lässt sich  
durch eine Stimmung „im  
Volke“ verführen, nimmt dessen  
unartikulierte Wünsche und  
Verwünschungen auf, formuliert sie  
zu eigenen Parolen und lässt sich  
dann tragen von den begeisterten  
Massen. Er verleiht denjenigen eine  
Sprache, die ihre Gefühle nicht  
ausdrücken können, spricht aus,  
was gefühlt wird, und verführt so  
seinerseits wiederum „das Volk“,  
indem er dieses glauben lässt, es  
gäbe in der Tat einfache Lösungen  
für komplexe Probleme und er, der  
Verführer, kenne sie. Er

verschweigt oder verdrängt, dass seine Lösung nicht machbar ist, er unterdrückt die ganze Wahrheit zu Gunsten der halben Wahrheit, die bequemer und billiger ist. Er hat mit diesem Vorgehen Erfolg und so kann sich „das Volk“ wiederum mit dem Starken und Erfolgreichen identifizieren. Verführer und Verführte teilen sich den narzisstischen Gewinn.

Sich auf das Volk zu berufen, sollte ja eigentlich nicht negativ sein. Populismus hat dennoch einen negativen Beigeschmack, wohl deshalb, weil der Populist sich ständig auf das Volk beruft, ja, ihm und seiner bereits festgelegten Meinung hinterher rennt. Der Populist will nur dorthin führen, wo er annimmt, das Volk befinde sich

bereits. Und das ist nicht Führung, sondern Anpassung. Derjenige, der führt, riskiert im Gegensatz zum Populisten Unpopularität, weil sein Ziel unter Umständen nicht identisch ist mit demjenigen „des Volkes“ und er darum viel Ueberzeugungsarbeit leisten muss.

Doch wer ist „das Volk“?

Zwischenfrage: Wer ist den eigentlich „das Volk“? Gehört der Verführer auch zum Volk? Ganz alle gehören ja nicht dazu. Die Linken und Netten jedenfalls nicht. Die Milliardäre? Die Kunstschaffenden? Und die Ausländer? Gehören die Politiker dazu? Oder gehören die zur classe politique?

Diese Fragen zeigen, dass etwas nicht aufgeht, wenn man sich auf „das Volk“ beruft. Offenbar gibt es da doch einen Graben zwischen Volk und Verführer, zwischen populus und Populist.

Dieses Volk sind offenbar nicht die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger, nicht der Souverän in unserer Demokratie, sondern bloße Legitimationsbasis für die Verführer und zugleich die verführte Masse.

Gibt es gute Verführer?

Weil Verführung immer etwas Doppeldeutiges an sich hat,

versuchte ich auch ein positives Beispiel zu finden. Als guter Verführer kam mir dabei spontan der Bundesrat in den Sinn und das folgende Beispiel:

Militärgesetzvorlage 2001. Abstimmungsgetöse. Die Rechte war dagegen, ein kleiner Teil der Linken ebenfalls. Als sozialdemokratischer Bundespräsident wandte ich mich gegen die diffamierende Kampagne der Rechten und setzte die Kampagne mit der Nein - Parole gleich. Ich errichtete der zweifelnden Linken so eine moralische Barriere, für die Vorlage zu stimmen, weil sie sich sonst im Lager der (rechten) Gegner befunden hätte. Der Appell war aber eine verführerische

Verkürzung, denn die linken  
Gegner führten eine eigene  
Kampagne.

Diese Intervention scheint für die  
knappe Annahme der Vorlage  
entscheidend gewesen zu sein, eine  
Verführung zu einem, wie ich  
meine, richtigen und guten Resultat  
also. Das wurde allerdings heftig als  
unstatthafte Manipulation  
angeprangert. Wäre es eine  
Manipulation gewesen, wäre das  
Vorgehen verwerflich, weil der  
Manipulator sein Gegenüber als  
Manövriermasse betrachtet. Der  
Verführer jedoch sieht in ihm einen  
Spielpartner. Als Partner habe ich  
vor einem Jahr die Linke auch  
betrachtet, welche im Begriff war,  
sich in das falsche Bett zu legen.

Eine Manipulation ist das also nicht gewesen. War es eine Verführung?

Ein Verführer bringt ja sein „Opfer“ definitionsgemäss zu etwas Unerlaubtem, Verwerflichem. Kann denn ein Politiker aus seiner eigenen Sicht ein Verführer sein?

Er selber hat ja nie ein unmoralisches Ziel – das sehen nur seine Gegner so. Allenfalls gesteht er, eine List anzuwenden. Die List gehört ja seit je zur Auszeichnung eines guten Generals. Warum sollte sie also nicht auch einen guten Politiker auszeichnen?

Die aktive Verführung erfolgt in aller Regel intuitiv, im Glauben, für die eigene gute Sache alle Register, auch die emotionalen, ziehen zu dürfen, um dem Guten zum

Durchbruch zu verhelfen. Vielleicht auch deswegen bezeichnet sich kaum einer als Verführer, sondern versteht sich als Führer mit einem legitimen Anspruch.

## Professionelle Verführer: PR-Berater

Dennoch gibt es die professionellen Verführer, die auf ihre Arbeit stolz sind: PR-Profis, Werbeagenturen, die in Zusammenarbeit mit Meinungsforschern ausklügeln, welche Saiten gezupft werden müssen, damit sich die Resonanz einstellt.

In wenigen Tagen stimmen wir über das Elektrizitätsmarktgesetz



(EMG) ab. Meinungsforscher haben herausgefunden, dass die meisten Leute empfänglich sind für folgende Argumente: Wir brauchen eine geordnete Marktöffnung, müssen der Wirtschaft helfen, die Konsumenten schützen und umweltfreundlichen Strom fördern. Entsprechend habe ich meine Referate aufgebaut.

Ich ersuche bei dieser Gelegenheit auch Sie um ein Ja, denn wie sonst haben Sie die Garantie, dass künftig bei geöffneten Märkten genügend Strom für die Mikrophone, welche Reden und Musik verstärken, vorhanden ist? Das EMG ist – genau gesehen - hauptsächlich ein Kulturförderungsgesetz! (... so jedenfalls würde mir wohl eine PR-Agentur raten, vor einem Publikum

von Musikliebhabern und Rednern  
zu argumentieren....)

## Verführt werden

Verführung als solche ist kaum  
Gegenstand tagespolitischer  
Diskussionen, ausser eben als  
Straftatbestand oder in  
Zusammenhang mit Radio- und  
Fernsehwerbung: Gegen sie wurde  
im Parlament argumentiert, sie  
verführe und solle daher nicht oder  
nur in engsten Grenzen zugelassen  
werden. Sie verleite zu  
Bedürfnissen, die die verführten  
KonsumentInnen im Grunde  
genommen gar nicht hätten.

Diese Argumentation, Werbung

schaffe künstlich Bedürfnisse und verführe jemanden dazu, Dinge zu konsumieren, die er eigentlich gar nicht wolle, übersieht die Bereitschaft der Menschen, sich Suggestionen hinzugeben, den Erfahrungshorizont auszureizen, etwas Neues kennen zu lernen, kurz, sich verführen zu lassen. Es gibt die Bereitschaft, sich einen Weg zum schnellen Geld ebnern zu lassen mit Visionen der besonderen Art. Geld und Reichtum sind verführerische Kräfte, welche dazu verleiten können, die üblichen Normen unserer Existenz zu überschreiten. Aber da gehören auch Essen und Trinken, Schönheit und Anerkennung, Eitelkeit und Geltungsdrang dazu. Ohne sie wäre unser Leben arm und reizlos, auch wenn all dies zur Sucht werden und

die Menschen zerfressen kann.

Jede Verführung spricht etwas in uns an, das uns fehlt, eine Sehnsucht, einen Traum, den wir gerne verwirklichen möchten, eine Grenze, die wir überschreiten möchten. Das kann auch eine Utopie sein. Grenzen zu sprengen, die Grenzen zwischen Volk und Aristokratie, die Grenzen der Apartheid, des eisernen Vorhanges, das waren zunächst Visionen, zu denen kritische politische Anführer verführt haben, denn das jeweils herrschende System erlaubte nicht, diese Grenzen in Frage zu stellen.

Verführung ist in diesem Sinne auch die Chance der Veränderung, der Hoffnung, des Aufbruches.

## Kopf und Bauch

Dennoch – vielleicht deswegen - zeigt sich in der Politik eine grosse Reserve gegenüber allem Verführerischen. Schon gar nicht akzeptiert ist verführerische Werbung durch den Staat. Er hat aufzuklären, doch verführen darf er nicht. Er soll nicht in die Tasten der Gefühlsklavatur greifen. Das zeigte sich damals auch an den empörten Reaktionen gegen meine Intervention beim Militärgesetz.

Ich halte diese Reserviertheit gegenüber emotionaler Ueberzeugungsarbeit nicht für angebracht. Sie geht davon aus, der Mensch funktioniere hauptsächlich

nach Kriterien des Verstandes.

Diese Ueberbewertung der vermeintlichen Rationalität in der Politik erlebten wir schon bei der Diskussion um das Frauenstimmrecht: Die Frauen, so wurde befürchtet, könnten sich bei Wahlen und Abstimmungen „bloss“ emotional verhalten - im Gegensatz zu den Männern, welche selbstverständlich nach rein sachlichen Kriterien handeln.

Es ist kein Ideal, sich nur gerade von der Ratio leiten zu lassen. Guillotine und Rassengesetze sind auch mit ihr begründet worden.

Politische Diskussionen, Vertragsverhandlungen in der Wirtschaft oder zwischenmenschliche Auseinandersetzungen erfolgen

vordergründig zwar argumentativ,  
also rational, sind aber in Tat und  
Wahrheit immer auch von  
Glaubensüberzeugungen und  
Ideologien überlappt.

Der Mensch, und da gehören die  
Männer auch dazu, besteht aber aus  
Bauch und aus Kopf, aus Gefühl  
und Verstand, gleichgültig ob er  
einkaufe oder politisiere. Die  
Ueberbewertung der Rationalität in  
der Politik ist eindimensional,  
beschränkt, einäugig. Es gibt nicht  
nur den rationalen Diskurs mit  
These, Antithese und Synthese. Das  
Leben ist keine Geometriestunde  
und die Politik schon gar nicht. Es  
gibt auch die Rationalität der  
Emotionen, und es gibt die  
Vernunft des Herzens, wie Pascal es  
ausdrückte. Le coeur a ses raisons

que la raison ne connaît point.

Der Politiker muss also rational denken und handeln, darf den Kopf nicht verlieren, soll aber seine Emotionen wahrnehmen, zu ihnen stehen, sie auch berücksichtigen. Aber wenn er eine Sache umsetzt, dann weder allein auf der Basis der Sachlogik noch allein gemäss der Logik des Herzens, sondern im Zusammenspiel aller Kräfte.

Verführung, Narzissmus,  
Abhängigkeit

Das ist nicht leicht, denn es bedeutet, der Verführung zu widerstehen, populär zu entscheiden und geliebt zu werden.



Was in der Erotik schön und angenehm ist, kann in Politik und Wirtschaft gefährlich werden. Das beginnt zunächst im Kleinen, bei uns selber, bei den Sorgen um uns und unser Image:

Wie wirke ich? Es ist gerichtlich verboten zu vermuten, des Kanzlers Haare seien gefärbt. Die NZZ schrieb, die meinen seien geföhnt. Soll ich die Wiederholung dieser unwahren Ungeheuerlichkeit verbieten lassen? Wie würde das wohl wirken?

Wie trete ich auf? Wie kleide ich mich? Ich gebe zu: Die Kleider- und Krawattenwahl für einen Auftritt in der Arena nimmt mir mehr Zeit als

die inhaltliche Vorbereitung.

Wie gewinne ich die Zuhörer?  
Welche Worte wähle ich für welches  
Publikum? Wie weit darf der  
Versuch gehen, die Sprache und das  
Denken des Zuhörers zu erahnen,  
damit ich mit ihm eine gemeinsame  
Ebene für den Dialog finde? Wo  
beginnt die Anbiederung, die  
Unterwerfung, indem ich ihm nach  
dem Munde rede? Die „captatio  
benevolentiae“ war schon bei den  
alten Römern nur erlaubt als  
Einstieg, als Türöffnung in den  
Raum der Zuhörer, nicht aber als  
Unterwerfung.

Die Gefahr des Narzissmus, die  
Abhängigkeit des Politikers vom  
Mainstream ist erst der Anfang. Sie

führt zwangsläufig zu weiteren Abhängigkeiten und in letzter Konsequenz zur Korruption, zunächst zu einer moralischen, später oft zu einer strafrechtlichen.

Denken wir an die Berater, die Rasputine von Verwaltungsräten und Behördenmitgliedern, denken wir an Gefälligkeiten gegenüber Medien, um sie bei Laune zu halten, und denken wir an das Umgekehrte, an Gefälligkeiten von Medien gegenüber Politikern, um zu einer Indiskretion zu gelangen. Das kann korruptive, ja mafiöse Ausmasse annehmen.

Doch die rigide Forderung nach gesellschaftlichen Verhältnissen ohne Elemente der Verführung wäre eine Verkennung des homo politicus, der condition humaine.

So findet sich denn der Politiker  
immer wieder in einem eng  
geflochtenen Gewebe gegenseitiger  
Verführung.

Der ethische Diskurs um die  
Verführung dreht sich um ihr Ziel  
und den Weg dazu

Wir sind nun einige Kurven  
gefahren von bösen über gute zu  
professionellen Verführern. Ist jetzt  
Verführung eigentlich legitim oder  
nicht?

Zunächst ist Verführung ein  
Faktum. Wir verführen und wir  
lassen uns verführen. Ob wir das als  
negativ oder positiv empfinden,  
hängt einerseits von unserer

Bewertung des Zieles der  
Verführung ab und zudem vom  
Weg, welcher eingeschlagen wird  
und den Mitteln, die benützt  
werden. Es gibt legitime,  
zweifelhafte und verwerfliche Wege.  
Wo ist die Grenze zwischen einer  
List und einer Manipulation? Wann  
kippt Charme in Nötigung? Das  
Wort Verführung meint meist  
beides, und deswegen oszilliert  
dieser Begriff, schwingt er hin und  
her zwischen legitim und illegitim.  
Verführung spielt an den Grenzen  
dessen, was den Menschen als  
erlaubt und von den überlieferten  
Normen her als richtig und tunlich  
erscheint. Wer sich mit Verführung  
befasst, muss sich darum mit  
Unterscheidungen, Grenzziehungen  
und Grenzüberschreitungen  
befassen.

Wohin führen? Zu was verführen?  
Gut und Böse

Eine der grundlegenden  
Unterscheidungen – so alt wie die  
Menschheit – ist der Unterschied  
zwischen Gut und Böse, der  
ethische Diskurs also.

Die Geschichte unserer Kultur  
beginnt mit dem Paradies, dann mit  
einer Verführung, dann mit dem  
Sündenfall. Seither suchen wir  
unaufhörlich, aber erfolglos nach  
der Erkenntnis zwischen Gut und  
Böse.

Schon in der Tagespolitik gibt es  
den Unterschied zwischen Gut und

Böse.

Kampagnen erfolgen im Namen des Guten gegen das Böse, die Antiraucherkampagne oder der Kampf gegen Drogenkonsum. Alle Sucht, alle Laster sind von Bösem. (Als Verkehrsminister kann ich das verstehen: Ich denke natürlich auch sehr viel an die bösen Laster auf der Strasse und möchte sie alle auf die gute Schiene bringen...)

Es gibt die gute SVP in Bern, die böse in Zürich, wobei das in der Zürcher SVP umgekehrt gesehen wird. Der Tagesanzeiger warf der SP im Zusammenhang mit ihrer Stellungnahme zum Börsencrash vor, für sie, die SP, seien die Kleinen immer die Guten und die

Grossen immer die Bösen, egal, was sie tun. Wer für das EMG einsteht, ist in den Augen der Gegner „kein richtiger, kein reiner Sozi“ mehr (also böse).

Das mögen harmlose Kleinigkeiten sein, die an Don Camillo und Peppone erinnern. Sie können jedoch zu Glaubensgefechten ausarten und von da zu den eigentlichen Glaubenskriegen führt ein direkter Weg:

Die „Achse des Bösen“

Nordkorea, Irak und der Iran bilden gemäss Bush eine „Achse des Bösen“. Tony Blair findet das auch. Ronald Reagan nannte früher die



Sowjetunion ein „Imperium des Bösen“. Bush und Reagan haben sich öffentlich zum Christentum bekannt, und beide folgten einer bestimmten Interpretation der christlichen Sündenlehre. Sie legt ihnen einen unerbittlichen, ja gnadenlosen Kampf zwischen Gut und Böse nahe. Der amerikanische Film (von dem her Reagan kam), vom klassischen Western bis zum „Krieg der Sterne“, baut auf diesem Gegensatz von Gut und Böse auf und gipfelt regelmässig in der unausweichlichen Konfrontation zwischen dem guten Helden und den Mächten der Finsternis. Diese Ideologie verfolgt den Anspruch, das Gute habe zu siegen. Sie bestärkt die Krieger mental, möglichst bedingungslos an das Gute zu glauben.

Sie gibt die reine Lehre vor, die  
Reinheit des Guten, das wir  
anstreben sollen. Wer vom Bösen  
befallen ist, muss von einem  
Exorzisten behandelt werden, auch  
er eine beliebte Filmfigur in  
Hollywood.

Im Zusammenhang mit der Achse  
des Bösen ist von neuen  
Kreuzzügen gesprochen worden,  
ausgerechnet von einem Europäer,  
von Berlusconi. Wieder wollen  
Ritter ohne Furcht und Tadel die  
Welt erlösen von allem Bösen.

Einmal abgesehen davon, dass  
diese Kreuzzüge schon einmal  
verloren wurden: Lehren uns die  
Erfahrungen mit den

Religionskriegen nicht, dass  
Kreuzzüge grundsätzlich  
verwerflich sind? All die  
Religionskriege brachten und  
bringen bis heute unendlich viel  
Leid und konnten kaum je von  
innen heraus, von religiösen  
Führern, überwunden werden.  
Meist haben erst politische  
Herrscher sie beendet, Politiker, die  
Toleranz aushandelten oder  
verordneten, etwa 1598 im Edikt  
von Nantes nach dem  
Hugenottenkrieg, oder 1648 im  
Westfälischen Frieden nach 30-  
jährigem Krieg.

## Mauer oder Krieg

Der bedingungslose Glaube an das  
Gute und der Anspruch, auf der

guten Seite zu sein, führen  
entweder zu einer Mauer zwischen  
Gut und Böse - oder zum Krieg.

Der Gute und der Böse spielen  
nicht miteinander Schach und  
anerkennen keine Spielregeln. Sie  
tauschen auch nicht die tieferen  
Gründe miteinander aus, warum sie  
je auf der einen oder anderen Seite,  
genauer, warum sie beide auf der  
guten Seite zu sein glauben. Jeder  
ist auf der guten Seite. Jeder ortet  
das Böse auf der anderen Seite, den  
Alkohol und die sexuelle  
Freizügigkeit, die andere  
Gesellschaftsordnung, den anderen  
Glauben. Jeder glaubt an das Gute.

Mit dem Glauben hat denn auch der  
Unterschied zwischen Gut und Böse

sehr viel zu tun.

Es war das bedingungslose „Entweder – Oder“ zwischen Sozialismus und Kapitalismus, welches zum eisernen Vorhang und zur Berliner Mauer führte. Ein Zaun wird derzeit im Nahen Osten errichtet.

Es war die Glaubensfrage zwischen Christen und Moslems, und innerhalb der Christen zwischen orthodoxen Serben und katholischen Kroaten, die zum Krieg auf dem Balkan führte. Es ist dieser heilige Glaube, welcher stets zu ausweglosen Feindschaften, zum Krieg und Gewalt führt, der Glaube, jemand, eine Religion, eine Weltanschauung, eine Politik sei

ausschliesslich böse und die andere sei ausschliesslich gut. Es gibt Leute, in deren Köpfe brennt ein heiliger Scheiterhaufen, der ständig auf Opfer wartet. Sie wollen kein Gespräch, sondern nur deklarieren. Wenn der Gesprächspartner ihnen nicht beipflichtet oder ihrem Glauben nicht beitrifft, ist er böse, unwert. Solch fromm-verblendeter Fanatismus betrachtet Menschen als Werkzeuge, als Instrumente, als Transportmittel für Selbstmordanschläge. Dort, wo der Mensch als Mittel zum Zweck eingesetzt wird, haben alle Totalitarismen ihre Wurzeln, und zwar in allen Kulturen. Das ist der gemeinsame Nenner von Fundamentalismus, Rassismus und Nationalismus.

Wenn es heute schon beinahe antiamerikanisch, also böse ist, Kyoto zu erwähnen, oder wenn es als verdächtig gilt, historische Zusammenhänge aufzuzeigen oder auf die Verteilung des Reichtums in der Welt hinzuweisen, wenn als pazifistisch abqualifiziert wird, wer statt von einem gerechten Krieg gegen den Irak lieber von einem gerechten Frieden im nahen Osten spricht, so nähern wir uns wieder jenem bedingungslosen Entweder - Oder.

Das Böse ist im Guten und das Gute  
im Bösen

Wissen wir, was das Gute ist, was  
das Böse ist? Gibt es die scharfe  
Trennung?

Vom Bösen ist auch im Guten und vom Guten ist im Bösen, denn in uns Menschen gibt es das Gute nicht absolut und auch das Böse existiert nicht in Reinkultur. Es gibt auch, wie Mephisto sich ausdrückte, jene Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Und es gibt auch die Bereitschaft, sich von der anderen Seite, - also meist vom Bösen, denn wer steht nicht zunächst mal auf der guten Seite? – faszinieren, beeinflussen zu lassen. Coca-Cola Werbung stellt in den Augen fundamentalistischer Islamisten eine verführerische Gefahr dar. Nur Stunden nach dem Fall der Zwillingtürme in New York waren erste Bin-Laden Witze im Internet anzutreffen. Und wie ist es mit den heimlichen Phantasien,



worin denn die angekündigten  
neuen Terroranschläge Bin Ladens  
gegen die USA bestehen könnten?  
Sympathy for the devil!

„Liebe deine Feinde!“ Heisst das  
nicht: Versuche, dich  
hineinzudenken, hineinzufühlen in  
die Situation der anderen, zu  
begreifen, warum sie so denken und  
fühlen?

Wenn wir von einem Dialog der  
Kulturen sprechen und ihn  
ernsthaft führen wollen, müssen  
wir auch anerkennen, dass in  
anderen Kulturen andere Werte  
gelten. Zum Beispiel wird der  
Mensch in asiatischen Kulturen  
nicht in erster Linie als ein  
Fordernder, der Rechte hat,

begriffen - sondern als einer, der  
zunächst in der Schuld der  
Gemeinschaft steht und eine Pflicht  
zu erbringen hat. Das ist etwas  
radikal anderes, als wenn wir  
unseren Individualismus mit der  
Aufforderung relativieren: „Fragt  
nicht nur, was euch der Staat  
bringen muss, sondern, was ihr ihm  
bringen könnt.“

Wir sollten solche Unterschiede  
zunächst einmal zu erahnen und  
dann zu begreifen versuchen, bevor  
wir uns in Belehrungen ergehen.  
Diese werden nämlich bald einmal  
imperativ und dann imperialistisch.  
Und nicht selten versteigen sie sich  
am Ende zur Anmassung, zur  
Anmassung von Dingen und  
Entscheidungen, die unsere nicht  
sind. Der Apfel von Adam und Eva

steht nicht für Erotik oder Sex,  
sondern für Anmassung.

Wer das Böse ausrottet, rottet die  
Freiheit aus

Die angemassete Erkenntnis von Gut  
und Böse verführt dazu, sich als  
Herren über Gut und Böse zu  
fühlen, Götter zu spielen.

Der Kampf gegen das Böse ist die  
gefährliche Verführung gut  
gemeinter Politik. Der  
verheerendste Glaube ist, es sei gut,  
das Böse auszurotten zu wollen. Das  
Böse auszurotten wollen, heisst in  
letzter Konsequenz, die Freiheit  
auszurotten.

Diese Erkenntnis, die Warnung davor, Richter über Böse und Gut zu spielen, ist nicht gleich zu setzen mit einem pazifistischen Appell gegen Terrorismusbekämpfung. So wie die damalige NATO-Intervention im Balkan sehr wohl moralisch zu legitimieren war, ist der Kampf gegen Terror auch eine Notwendigkeit für Menschlichkeit in allen Kulturen und Religionen. Ein „Kampf gegen das Böse“ mit seiner absoluten moralischen Motivation und Ueberheblichkeit ist jedoch etwas anderes und hat auch andere Konsequenzen.

Nicht die reine Güte wollen wir anstreben, weil wir es nicht können, sondern zu unserer Unvollkommenheit stehen, müssen wir. Wir sind unserem Wesen nach

fehlerhaft und müssen daher fehlerfreundlich sein. Wir können das Gute nicht erreichen; wir müssen uns mit dem Besseren begnügen. Diese Erkenntnis könnte zumindest eine Voraussetzung für Frieden sein.

In das Paradies gelangen wir nicht mehr. Der Apfel ist gepflückt. Aber wenn wir uns dem paradiesischen Frieden wenigstens nähern wollen, sollten wir den Apfel vom Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen wieder zurück in die Tiefkühltruhe legen.

Es bleibt uns die Gewissheit, dass er von dort ja doch wieder herausgeholt wird. Denn ewig bleibt

- die Verführung.

\*

Darüberhinausreichende Einblicke  
in "das Gute":

"Die Metaphysik und das Gute":

[http://books.google.at/books?id=0Jb1pKG ...page&q=&f=false](http://books.google.at/books?id=0Jb1pKG...page&q=&f=false)

"Werden wir nicht müde, das Gute  
zu tun":

[http://www.zenit.org/article-17474  
?l=german](http://www.zenit.org/article-17474?l=german)

